



DES  
FÖRSTERS  
— JUNGE. —

FORTSETZUNG von "DER WALDKAUZ"

VON

Helene von Schulmann.

1911

REVAL

LEIPZIG

Kluge u. Ströhm.

Rud. Hartmann.

Est/A-1728

Pd. kohal

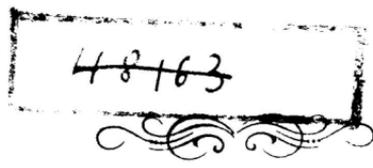
# Des Försters Junge.

Eine baltische Geschichte aus der Mädchenpension.

Fortsetzung von „Der Waldkauz“.

Von

Helene von Schulmann.



Reval.  
Kluge & Ströhm.



Leipzig.  
Rud. Hartmann.

1911.

Est. A  
1110 Kist...  
K...  
23868

Eine Erinnerung, meiner Schwester zu eigen.

## I.

### Seimweh.

Der Mond stand über den spitzen Giebeln und schlanken Türmen der alten Stadt. Sein weißes Licht mischte sich unten in den winkligen Straßen mit dem rötlichen der Gaslaternen und stahl sich in die erleuchteten und dunklen Fenster, wo immer es Einlaß fand . . . . Es war eine warme Septembernacht und trotz der späten Stunde schwärmten noch Spaziergänger längs den Trottoirs, fröhliches Plaudern erscholl und auf dem alten Festungswall spielte eine Militärkapelle. Verwehte Melodieen schwebten über die alten Bäume an der Lindenstraße und klopften leise an die geschlossenen und schon seit einer Stunde dunklen Fenster des großen Mädcheninstitutes.

Tiefe Stille herrschte im Schlaftaal, wo die weißverhängten Lager längs den Wänden hinliefen und die braunen und blonden Mädchenköpfe regungslos auf den Kissen ruhten, — eine so tiefe Stille, daß man hätte meinen sollen, hier läge alles in festem Schlaf. Doch der Mond wußte es besser, denn Abend für Abend, wenn seine Strahlen in das weite Gemach huschten, blickten ein paar ernste, dunkle Augen voll heißen Wehs zu ihm empor, wie nach dem einzigen bekannten Gesicht unter all den fremden und folgten ihm unverwandt, bis er hinter dem Nachbarhaus verschwunden war. Auch heute lehnte Anni Werner halb aufrecht auf ihren Arm gestützt in den Kissen und blickte schwermütig nach dem erleuchteten Himmel. Kraus ringelte sich ihr das Haar um das jugendschöne Gesicht und fiel als dunkler Zopf über den bräun-

lichen Nacken. Die feinen Brauen hatten sich, wie schmerzhaft über den großen, stillen Augen zusammengezogen und hinter der klaren, offenen Stirn hielten die trüben Gedanken Zwiesprache miteinander. „O, Du lieber Gott, wer doch einschlafen könnte fröhlich und zufrieden, wie die anderen Mädchen! . . . Ach, nein, nein, wer so glücklich, so selig daheim gewesen war, wie sie, der konnte hier nicht Wurzel fassen, nicht froh werden, der mußte sterben vor Heimweh! . . . Freilich Magda und Lenchen Walter hatten eine ganze Woche bittere Tränen des Trennungsschmerzes vergossen, aber nun schienen sie getröstet oder doch gefaßt, — ja, sie konnten bisweilen sogar heiter sein, wenn sie ein Viertelstündchen erübrigten, um miteinander zu plaudern. Alide Limberg war schon zwei Jahre hier in der Pension und sehnte sich nicht nach Hause, nur fort von hier in die Welt hinaus . . . Dort an der gegenüberliegenden Wand schliefen die Kolonistentöchter aus Südrußland; die hatten auf der langen Reise ihre Tränen getrocknet und begrüßten die Ankunft hier, wie eine Erlösung nach der heißen und staubigen Fahrt im Eisenbahnwagen. Sechs waren es ihrer, lauter Schwestern und Kusinen, die unausgezehrt ihre Ferienerinnerungen besprachen und abends einschliefen, so wie sie sich ins Bett legten“ . . . Annis Augen wanderten weiter über die lange Reihe der Lager . . . „Alle diese Kinder waren von den Ahrigen getrennt und doch, — wie heiter, wie fröhlich, — nur sie, sie allein rang mit dem Heimweh, einen Tag um den anderen und abends, wenn alles still wurde, brach sie fast unter ihrem Leid zusammen! Tränenlos starrten ihre Augen nach der lichten Scheibe des Mondes und vor ihrem Inneren zog heute, wie jeden Abend ihr ganzes Kinderglück daheim vorüber und sie versenkte sich leidenschaftlich in ihre Erinnerungen, die ihr mit immer größerer Klarheit entgegentraten. Und, wenn ihr dann war, als müßte sie weinen, — weinen wie Magda und Lenchen geweint hatten, dann stand plötzlich ihres Vaters Bild vor ihren Augen, wie er zu ihr gesagt hatte, als sie ein kleines Mädchen war, und er sie noch seinen lieben „Jungen“ nannte: „Na, hör mal, Tränen gibts nicht bei mir, Jungen und Männer heulen nicht!“ und, wie sie dann, ihren kleinen Kummer meisternd gefragt hatte: „Vater, weinen denn die Männer nie?“ Ernst hatte sie damals des Vaters Blick getroffen: „Ja, Anni,

sie weinen wohl, aber nur um große Schmerzen, die sich nie ganz überwinden lassen!“ Nachdenklich blickte Anni hinaus nach einer lichten Wolke, die am Monde vorüberzog: „Gab es denn noch einen größeren Schmerz, als ihren eigenen? . . . und wieder rollten sich vor ihrem inneren Auge die Bilder der Vergangenheit auf, in welche sie sich mit immer neuer Wollust vertiefte: Da lag das liebe, teure Vaterhaus vor ihr, tief im sonnigen Walde und sie stand selbst vor der Haustür, in Vetter Ottos ausgewaschenen Kleidern, welche Tante Anna ihr geschenkt hatte. Vater hatte immer seinen Spaß an ihr gehabt, wenn sie in den flotten kurzen Hosen, aus denen die nußbraunen Waden guckten, und in der gestreiften Matrosenbluse vor ihm stand, ein Stöckchen an einer Schnur als Flinte über dem Rücken und das Hütchen fest auf einem Ohr. Hinaus durch Busch und Brach waren sie Beide gewandert, manchmal durchs Wasser und oft über Zäune, und Vater hatte sich über den „Buben“ gefreut, dessen Gewandtheit und Ausdauer nie verjagte. Wie köstlich war es gewesen an seiner Seite, mit hohen Wasserstiefeln an den Füßen, im Frühlingswind herumzustreifen. Es brauste in den Tannen, als brandete das Meer an ein felsiges Ufer und dazwischen klopfte der Specht und pfeifen die Stare. An den Feldrändern hatten sie kleine Kanäle gegraben, durch welche das Frühlingswasser in glitzernden Wasserfällen in die Gräben rieselte, rauschende Schwanenzüge, und Gänse und Kraniche hoch oben im Blau, hatten sie ziehen sehen und dem Ruf der Krönichnepe über den flimmernden Wasserflächen gelauscht . . . Herrliche Sommerabende beim Krebsen zogen an Anni vorbei und stille Sonntagnachmittage, an welchen sie neben Vater am Flußufer sitzend, schweigjam nach der Angel blickte . . . Sie sah den Wald vor sich in seiner Hochsommerpracht und glaubte den Duft des Harzes zu atmen: Weithin ist der Boden rot von Erdbeeren und sie kniet unter den Bäumen ihr Körbchen füllend. Mittags stehen die lockenden Früchte auf dem Tisch und Mutter nickt ihr freundlich zu und Vater meint, so schön, wie diesmal hätten sie noch nie geschmeckt. Der „Zunge“ verstände eben richtig zu pflücken, nur die ganz reifen und die allergrößten! . . . Und wieder ein anderes Bild! . . . Sausende Herbstwinde, regennasse Fenster-scheiben und die Mutter an ihrem Arbeitstisch und sie selber ein

Blättchen Papier vor sich, an ihrer Seite. Darauf reiht sich Bild an Bild aus ihrem Leben, phantastische Illustrationen zu den alten Märgen, und Porträts und Karrikaturen. Der Bleistift wird nicht müde und Mutter muß immer wieder von ihrer Arbeit aufsehen, um sich all das krause Zeug auf dem Papier erklären zu lassen . . . . Auch Winterabende steigen in Annis Vergangenheit auf. Weißgepuderte Tannenzweige vor den Fenstern, weißbedeckte Sträucher in unsicherem Dämmerchein und weiße, weiche Stille ringsumher . . . . Die brennende Lampe steht im Wohnzimmer auf dem Tisch. Mutter strickt einen Strumpf in ihrem Schein, im Winkel atmet regelmäßig der Hund und durch die offene Tür sieht man im Nebenzimmer den Vater sitzen. Lichte mit grünen Schirmen stehen vor ihm und er beugt sich über eine große Karte. Anni aber hockt neben der Mutter auf einem niedrigen Stuhl und liest ihr vor. Grause Geschichten aus Amerikas Urwäldern, — von der zarten „Prärieblume“ die von den Rothhäuten gefangen gehalten wurde, von dem herrlichen Häuptling „Adlerfeder“ und seinem edlen Freunde, dem „fliegenden Hirsch“, von den flüchtigen Reitern der Steppe und dem fleißigen Ansiedler in der Blockhütte, von Goldgräbern und ihren Schätzen, von kühnen Seefahrern und hunderterlei Abenteuern. Wenn Mutter dann ihre Maschen zählt: eins zwei, drei . . . dann fragt Anni jedesmal: „Hörst Du auch, Mutterchen? Es ist doch zu schön!“ . . . . Und geht Mutter endlich nach dem Abendessen sehen, dann muß Anni sich ordentlich umgucken, ob sie denn wirklich hier in der warmen Stube sitzt oder nicht doch am Ende draußen am Hudson beim Wachtfeuer der „blauen Schlange“. Vater tritt dann wohl auch ein und streicht seinem lieben Jungen über das kurze Haar und die heißen Wangen: „Bist Du nun wieder daheim, Du kleiner Pfadfinder? Bald wird Dir unser Wald gar langweilig scheinen, ohne die roten Gefellen, mit denen Du Dich dort draußen so stark angefreundet hast!“ . . . . „Der liebe, heimische Wald langweilig!“ . . . . Anni mußte vor sich hinklächeln, indem sie verträumt nach dem mondbestrahlten Schornstein des Nachbarhauses blickte . . . . Der Wald war es ja nach dem sie sich sehnte Tag und Nacht! Der Wald im Frühlingsbrausen, im Sommerduft, der Wald, mit seinen im Herbststurm schwankenden Wipfeln, der Wald in seinem silbernen Reif und seinem tiefen,

weißen Schnee! . . . . Dort in der Heimat alles so groß und weit, so klar und frisch, hier, in der Stadt alles so beschränkt, so staubig, so lärmend, — dort Vater und Mutter und die liebe Schule im Pastorat, hier die vielen fremden Menschen, die überfüllten Klassen, die steifen Spaziergänge in Reih und Glied mit Mademoiselle als Nachhut! . . . . Seufzend schloß Anni die Augen, um sich wieder dahin zurückzuträumen, wohin ihr Sehnen sie zog, als plötzlich leises Richern von den gegenüberstehenden Betten ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Dort saßen Dora und Irene Franke aufrecht in ihren Kissen und schmausten vergnügt an schönen, großen Äpfeln, die sie verstanden hatten in den Schlaffaal einzuschmuggeln. Vor ihnen auf der Decke lagen noch mehr dieser Früchte und Hella Bergmann winkte eifrig von ihrem entfernten Lager aus, die Schwestern sollten ihr doch auch etwas aus ihrem reichen Schatz zukommen lassen. Dora richtete sich nun auf, ergriff einen Apfel und warf ihn mit kräftigem Schwung über das Zimmer. Hella streckte ihre Hände aus, aber, bauz, prallte er von der Bettwand und rollte bis mitten auf die Diele zurück. In demselben Augenblick erschollen Schritte nebenan, die Flügeltür wurde plötzlich geöffnet, ein breiter Lichtstrom, welcher von der, auf einem Schreibtisch stehenden, Lampe ausging, flutete herein und Mademoiselle stand auf der Schwelle. Dora und Irene waren unter ihre Decken gehuscht, wobei einige Äpfel unter das Bett kollerten, und Hella kauerte regungslos neben ihrem Kopfkissen.

Einen Moment verharrte Mademoiselle in lauschender Stellung, dann setzte sie sich wieder an ihren Arbeitstisch, die Tür in den Schlaffaal offen lassend. Anni konnte sie ganz deutlich sehen, wie sie über einem großen Packen Hefste gebeugt dsaß, dem sie eins nach dem anderen entnahm, um sie zu korrigieren.

Der Lichtschein fiel dabei auf ihr schon ergrauendes aber jugendlich gewelltes, und gepufftes Haar und ihre regelmäßigen, einst wohl schön gewesen, Züge. Heute waren Augen und Nase durch den Kneiser an schwarzem Bande und die noch zierliche Gestalt durch den weiten grauen Schlafrock, in welchem sie ihre Nachtarbeit verrichtete, entstellt.

Einen Augenblick empfand Anni etwas wie Mitleid mit der so ungeliebten Lehrerin, die, wie es unter den Kindern hieß, die Angeberinnen begünstigte und launisch und ungerecht sei. Mademoiselle war ja auch eine aus der Heimat Verbannte, aber, — ob sie sich noch nach ihr sehnte, . . . ob sie noch jemand hatte, an den sie denken konnte? . . . Anni wußte keine Antwort darauf und drehte sich möglichst geräuschlos auf die andere Seite wieder dem hellen Fenster zu. Da lag der einsame Aepfel mitten auf der Diele im Mondschein, seinen dunklen Schatten hinter sich werfend.

Ringsherum war es nun still und Anni nahm ihren vorigen Gedankengang wieder auf. Eine Reihe unvergeßlicher Tage schwebte ihr vor. Da stand Vater vor seinem Schreibtisch und malte mit Tinte einen kleinen runden Fleck auf einen großen, weißen Papierbogen und zog fünf weite, kräftige Kreise herum, steckte ihn und einige kleine Nägel in die Tasche und nahm dann das kleine, leichte Gewehr, das er noch aus seiner Knabenzeit besaß, von der Wand und reichte es Anni. Zitternd vor Glück hatte sie es sich umgehängt und dann waren sie miteinander bis zur großen Scheune gegangen, wo Halt gemacht und die Zielscheibe an das Gebäude befestigt wurde. Jetzt mußte Anni eine Anzahl Schritte zurücktreten, Vater zeigte ihr, wie sie den Kolben an die Backe stützen mußte und dann sollte sie, das Ziel im Auge, losdrücken. Heute empfand sie ihn noch, den heißen Wunsch, mitten in's Schwarze zu treffen und, weil sie so mit ganzer Seele dabei gewesen war, schien ihr das als ganz sicher. „Paff“ dröhnte der Schuß! Der Knall war doch lauter, als sie ihn sich vorgestellt hatte und an der Wange gab es einen Stoß, aber ohne das weiter zu beachten, war sie nach der Scheune gestürzt und suchte nun mit Vater nach den Schrotkörnern. Aber, oh weh, der weiße Bogen war ganz unverletzt und etwa eine halbe Elle nach rechts, im Gebälke, saß die Ladung.

Anni hätte vor Enttäuschung und Aerger am liebsten geweint, aber das durfte in Vaters Gegenwart nie vorkommen und so begann sie denn geduldig und mit viel weniger Zuversicht, die Schießübungen von Neuem.

„Ach, wie köstlich war das alles in der Erinnerung! . . . Der erste Schuß in's Schwarze, . . . die erste Krähe . . . das

erste Eichhörnchen . . . . der erste Birkhahn als Beute! . . . Sie hätte die ganze Nacht in jeder einzelnen dieser Begebenheiten schwelgen können und dabei fiel ihr plötzlich ihre alte Großmama ein, die sie einmal, noch als ganz kleines Mädchen gefragt hatte: „Großmama, warum sprichst Du immer so viel von alten Zeiten und Dingen, die lange gewesen sind?!“ Großmutter hatte sie lächelnd angesehen und dann gesagt: „Warte nur, es wird auch schon einmal für Dich die Zeit kommen, wo Du in den vergangenen Erlebnissen blättern wirst, wie in dem schönsten Bilderbuch!“ „War denn diese Zeit schon da? Gab es denn in Großmutter's Bilderbuch auch Trauriges, das sie doch gerne ansah und mit Anderen davon redete?“ Anni wußte es nicht, aber ihr war, als wende sie in dem Buch ihrer eigenen Erinnerungen ein Blatt um, wie sie des Abschiedes aus dem Elternhause gedachte. Einen eigentlichen großen Schmerz hatte sie an dem Tage ihrer Abreise eigentlich nicht empfunden, denn es ging ja gar nicht gleich in die Stadt und in die Schule, sondern mit Vater an den herrlichen Strand, den die Großeltern im Sommer bewohnten und, wo Mutter sich schon seit dem Juni aufhielt. Zwei köstliche Tage hatte Anni dort verbracht, wenn auch wehmütigen Herzens. Mit Vater war sie durch den Wald und über die Dünen gegangen und hatte sich im Boot auf dem glänzenden, großen Wasser hintreiben lassen, und an Mutter's Couchette auf der Veranda hatte sie gefessen, den Blick auf das großartige Landschaftsbild gerichtet, ihren tröstlichen Reden lauschend, die immer auf die Worte hinausliefen: „Du sollst sehen, wie es Dir unter den vielen Kameradinnen gefallen wird und dann, — zu Weihnachten sehen wir uns wieder!“ „Weihnachten, — ach, wie ferne die Tage voll Tannenduft und Lichterglanz!“ Die gewaltigen Linden auf dem Stadtwall standen ja noch in ihrem üppigen Blätterschmuck und dahinter blaute das Meer in warmen violetten Tönen, in leichten Toiletten eilten die Leute hin und her und die Sonne brannte noch heiß in die Klassen. Anni hatte sich fest vorgenommen nicht früher an Weihnachten zu denken, als bis der erste Schnee auf die Dächer fiel, aber dann wollte sie auch anfangen sich zu freuen, wenn auch nur einige Flocken kamen oder eine Handvoll jener weißen Kügelchen, die so

wenig Bestand haben. Aber bis dahin war es noch weit und es galt sich in Geduld fassen und das Unvermeidliche tragen!

Müde sank Anni endlich in die Kissen. Der Schlaffaal war ganz dunkel geworden und der Mond, der hinter den hohen Dächern stand, baute sich bereits die glitzernde Brücke im Westen übers Meer, um in sein Wolkenhloß zur Ruhe zu gehen. Mademoiselle hatte die Tür geschlossen und tiefe Stille herrschte nun im Hause. Nur von außen her scholl fernes Wagengerassel herüber und in regelmäßigen Abständen der Schlag der Turmuhren durch die warme Nacht.

## II.

### Schulleben.

Manche Woche war hingegangen und der Spätsommer lange geflohen. Kalte Seenebel krochen über die Dächer und verdunkelten die ohnehin dunklen und trüben Tage noch mehr. Entblättert ragten die Bäume der Alleen und das Meer dehnte sich düster und grau um die Stadt. Der November war da, der schlechteste Monat der schlechten Jahreszeit, der Monat dessen Stürme grauig über das Land gehen, dessen Tage eigentlich nur Abende sind und dessen seltenes Sonnenlächeln am Horizont verzuckt, wie unter Tränen. Der November war da — aber noch kein Flöckchen Schnee gefallen und die hart gefrorene Erde schien zu frösteln, ohne ihr weißes Kleid.

Es war früh morgens und Anni blickte, die Augen gegen die Lampe schüzend, welche beim Aufstehen den Schlaffaal erleuchtete, hinaus auf die Straße. Dort ging ein Trupp Arbeiter vorüber, hallenden Schrittes, . . . ein Hund huschte vorbei, . . . dann erschienen verummumte gegen den Wind kämpfende Gestalten, . . . finstre Nacht war noch draußen und auch heute kein Schnee. „Was giebt's da unten auf der Straße?“ fragte Hella Bergmann ihr schönes Haar flechtend und sich ihr nähernd, „stocdkunkel ist es doch eigentlich trotz der Gaslaternen! Wir haben's doch gut, daß wir nicht nötig haben jetzt in die Schule zu laufen, wie die anderen Mädchen!“ „Ach auf dem Lande

ist's zu jeder Tag- und Nachtzeit schön, im Freien, aber hier freilich . . . ! bemerkte Anni sich zu ihr wendend.

„Au“, schrie in diesem Augenblick Irene Franke dazwischen, der ihre Schwester das Haar kämte, „reiß mich doch nicht so nach hinten, — ich kann gar nicht in mein Buch sehen.“

„Warum lernst Du nicht dann, wenns nötig ist“, brummte Dora, in ihrer Beschäftigung fortjahrend, während Frieda Herrmann, die Finger in den Ohren ein Gedicht herleiernd und auf und ab gehend, sie streifte. Magda und Lenchen Walter, das Zwillingspaar saßen, schon vollständig angekleidet, eng umschlungen auf einem Stuhl unter der Hängelampe und versuchten, sich bei dem allgemeinen Gespräch in ihre Geschichtslection zu vertiefen.

„Ach, wenn ich doch nur nicht gefragt würde“, klagte Magda, „ich kann die vielen Jahreszahlen durchaus nicht behalten und sicher muß ich heute gerade dran kommen!“

„Wenn Ihr nicht so einfältig wäret“ ließ sich hier Alide Limberg vernehmen, die vor dem Spiegel stehend, mit ausgepreizten Händen bemüht war, ihrer roten Frisur, Chic zu verleihen, „wenn Ihr nicht so einfältig wäret, so würdet Ihr Euch umsetzen, Lene auf Magda's und Magda auf Lenens Plaz. Der Lehrer kann Euch nicht unterscheiden und, da er Lene erst neulich gefragt hat, schlüpfst Du auf das Bequemste durch.“ Einen Augenblick starrte Magda verständnißlos nach Alide, dann beugte sie sich wieder über das Buch und die Schwestern schwiegen erschreckt und beschämt, als wären sie schon der Versuchung erlegen.

Mittlerweile war am Ende des Saales ein Streit ausgebrochen: Saphire Blumental, der angebetete, achtjährige Penjionsengel, das hübsche dunkellockige Kolonistenkind, wollte sich beim Ankleiden nur von Frieda Herrmann helfen lassen und stieß und schlug nach ihren Kusinen und Schwestern, die sie fast auf den Knien um dieses Vorrecht anflehten. „Aber, Saphire“ wehrten zwei der älteren Mädchen, denen es oblag die Ordnung im Schlaßaal, während des Ankleidens, aufrecht zu erhalten „aber Saphire, schrei' doch nicht so! Mademoiselle kommt gleich aus ihrem Zimmer und Du hast nur Unannehmlichkeiten durch Deinen Eigensinn!“ „Aber was, Mademoiselle! . . . die liebt mich und ich darf sie ganz allein „Tante Bonjour“ nennen! Mir tut sie

nichts, aber Olympia und Mascha soll sie schelten, die nicht verstehen meine Schleife zu binden und mir beim Kämmen das Haar reißen! Wo ist Frieda, sie allein versteht mit meinen Locken umzugehen — — und ich will nicht häßlich sein, . . . ich will nicht, ich will nicht!“ und dabei stampfte der kleine Unhold mit den Füßen und ließ Niemand in seine Nähe.

„Frieda, Frieda, so komm doch“, riefen nun auch andere Stimmen „sie hat recht, schließlich haben wir für den Lärm zu verantworten und werden noch bestraft!“

Während Frieda „ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt“ vor sich hermurmelt, herbeieilt, um den verwöhnten Liebling zu beschwichtigen, trat Hella Bergmann zu Anni und sah sie schüchtern aus ihren großen Augen an: „Ich hätte eine sehr große Bitte an Dich“, . . . sagte sie errötend und ein kleines, elegantes Büchlein mit Goldschnitt vorzeigend . . .

„Da habt Ihr's“ rief Anni ohne sie zu beachten „erst wird der Balg verwöhnt, bewundert, verhättschelt, — jede will ihm seinen Hut, seinen Paletot bringen, ihn an der Hand herum-schleppen und so weiter! Da habt Ihr nun die Plage mit der albernem Saphire, — ich mache nicht mit!“ Diese warf Anni einen bösen Blick zu und Hella hielt ihr abermals das Buch hin.

„Was soll's Hella?“

„Ach, bitte, ich möchte so sehr gern, daß Du mir hier etwas einzeichnest oder, . . . oder . . . , wenn Du etwas zeichnen wolltest . . . dann wäre ich wohl überglücklich!“ . . .

Da erscholl das erste Glockenzeichen. Anni konnte nur: „Ja, ja, am Sonntag!“ rufen und eilte dann fort, um ihre Toiletensachen vor dem Verlassen des Schlaffaales zu ordnen. Hella sah ihr mit leuchtenden Augen nach: „Wie sie dieses herrliche Mädchen liebte und verehrte! . . . Und nun das große Glück haben dürfen, ein Wort, eine Zeichnung von ihr zu besitzen und es immer ansehen können, wenn sie Lust hatte!“ Beim dritten Glockenzeichen war sogar die immer noch scheltende Saphire soweit, daß sie mit den übrigen Pensionärinnen den Speisesaal betreten konnte.

Wenn Lenchen Walter den Kaffee eingoß, wie heute, dann waren Alle schnell und gut bedient. Die Vorsteherin der Anstalt,

Tante Emilie, wie sie von den Kindern genannt wurde, brauchte nicht erst nach dem Zucker zu langen und Mademoiselle, die den Kaffee mit gekochter Milch trank, erhielt ihn in richtiger Mischung und auch die Kinder bekamen ihr Getränk schnell und daher auch warm. Es wurde nicht viel geredet, sondern eilig gegessen. Nur Aline Hollberg flüsterte, wie fast täglich: „Ach, ich weiß nicht, wann ich mich an diesen Kaffee gewöhnen werde! Wenn man's zu Hause so ganz anders hat, ist es wohl sehr schwer!“ und Saphire sagte in kläglichen Ton zu ihrer Kusine Olympia, die ihr den Teller mit den Brötchen reichte. „Ach nein, nicht diese. . . Du weißt doch, welche ich mag!“ . . .

Indessen erschollen immer wieder Schritte auf der Treppe, die Thür im Vorsaal öffnete und schloß sich wieder und wieder, die Schülerinnen kamen eine nach der anderen und die Klassen füllten sich. Kurz vor Neun versammelte sich die ganze Schule im großen Saal zum Gebet, dann verteilten sich die Kinder in den verschiedenen Schulräumen und es wurde ganz still.

Die Vormittage waren Annis beste Zeit. Einesteils machten ihr manche Stunden in der Schule wirklich Freude, anderseits sagte sie sich bei jedem Fache, das durchgenommen wurde: „Je eifriger ich dabei bin, umso schneller vollende ich meine Bildung und die Verbannung hier hat ein Ende.“ Den Zwischenpausen, in welchen lärmende Scharen, schwarz-, braun- und blondgezopfter Mädchen in dem großen Saal herumchwirren, konnte sie keinen Reiz abgewinnen. Zuerst hatte sie sich zu ihren Altersgenossinnen gehalten und versucht an ihren Interessen teilzunehmen und bei der Gelegenheit erfahren, daß in Stoffen matte Töne modern seien, sowie Strümpfe in der Farbe des Kleides, daß es nicht allein Winter- und Sommerkopfbedeckungen gäbe, sondern außerdem noch Sonntags-, Visiten-, Theater- und Sporthüte, ferner, daß die Schüler, die um drei Uhr an der Straßenecke standen, dort so geduldig verharren, nur um die Schülerinnen defilieren zu sehen, — daß es im Laufe des Herbstes so und so viele Bazare, Tanzgesellschaften und Kränzchen geben werde und Aehnliches mehr. Verwundert über den Wert, der allen diesen Dingen beigelegt wurde, gedachte sie ihrer eigenen praktisch einfachen Toilette auf dem Lande, ihres Filzhütchens, das eigentlich

für alle Jahreszeiten paßte und der fröhlichen Nachmittage im Pastorate oder im Forsthaufe, die für sie bisher der Inbegriff der köstlichsten Geselligkeit gewesen waren, — was aber die Jungen an der Straßenecke betraf, so hatte sie sie überhaupt nicht einmal bemerkt. Indessen empfanden auch ihre Zeitgenossinnen, daß Anni wenig oder gar nicht auf diese Unterhaltungen einging und bald hieß es unter ihnen: „Alide Limberg hat recht, mit ihr ist nichts anzufangen, sie ist und bleibt des „Försters Junge“, „wörsteri noorherra“ und bald wurde sie kurz und gut in der ganzen Schule nur noch „Noorherra“ genannt.

Weit entfernt gekränkt zu sein, freute Anni sich über den Spitznamen, denn sie hatte sich ja immer nichts sehnlicher gewünscht, als ein Junge zu sein und, da sie nun gewissermaßen ausgeschlossen aus dem Kreise ihrer Klassenkameradinnen war, wandte sie sich den jüngeren Kindern zu, beteiligte sich an ihren oftmals wilden Spielen, tröstete sie über kleine Schulkümmernisse oder half ihnen beim Ausheften von harmlosen Streichen und Neckereien. Was Wunder, daß sie in kurzer Zeit, das Ideal aller kleinen Mädchen war und von allen Seiten umschwärmt und umworben, kaum noch Zeit hatte ein Wort an Magda und Lenchen Walter zu richten, die sich auch ein wenig vereinsamt unter den Dämchen ihrer Klasse fühlten.

Nach beendigten Unterrichtsstunden versammelten sich sämtliche Mitglieder des Internats an der langen Mittagstafel an deren Spitze Tante Emilie vor der einen Suppenterrine präsiidierte, während Fräulein Meyer, die ältliche Wirtschaftsdame am Ende des Tisches vor der anderen saß. Fräulein Meyer, dick, behäbig und freundlich, bewegte sich trotz ihrer großen Arbeit immer geräuschlos und ohne Hast durch die Räume und wurde von den Kindern der „Güterzug“ genannt, weil sie fandte, sie rolle mehr, als sie ginge. Zur Rechten und zur Linken von Tante Emilie saßen Mademoiselle und die russische Klassendame, an welche sich die Kinder reihten, unten am Tische, auf der einen Seite, mit Saphire Blumental, auf der anderen mit Mädchen Wieße schließend, die Beide noch der Aufsicht Fräulein Meyers beim Essen bedurften. Während der Mahlzeit wurde fröhlich geplaudert, doch gab es auch hier kleine Szenen, die sich heim-

lich abspielten und Geflüster, das nicht für die Ohren der Erwachsenen bestimmt war. Aline Hollberg mußte leise die Suppe tadeln, die „ausfah, als hätte man ein paal Löffel Milch in die klare Bouillon getan“, . . . Frieda Herrmann versuchte einen bösen Fleck auf dem Tischtuch mit einem Stückchen Brot zuzudecken, . . . Hella Bergmann saß Anni schräg gegenüber und mühte sich von ihr einen Blick zu erhaschen oder einen Dank für das hinübergereichte Salz oder Brot, . . . Saphire koquetierte von weitem mit „Tante Bonjour“ oder warf ihren Kusinen süße Blicke zu, welche diese zur Bewunderung hinrissen und sie veranlaßten einander zuzuslüstern: „Sahst Du, wie schön ihre Augen heute sind?“ . . . Alide Limberg sah geringschätzig die Reihe der Mädchen entlang, — sie war die Älteste hier und fühlte sich über ihr Treiben erhaben und wandte sich noch allenfalls mit einigen Worten an Lenchen und Magda Walter, zwischen denen sie saß und die immer etwas mit einander zu schwatzen hatten. Kätschen Wiese und ein paar andere „Kleine“ aßen meist stumm mit vorzüglichem Appetit und, wenn es Pfannkuchen mit Strickbeeren gab, hörte man im Speisesaal überhaupt nur das Klappern der Messer und Gabeln.

Nach aufgehobener Tafel rüstete man sich zum Spaziergang und Alles drängte an die Schränke, an die Gallofschenschränke und vor den Spiegel im Vorzimmer. Anni war immer zuerst bereit und wunderte sich täglich von neuem, daß es so viel Getue gab, ehe endlich die Mädchen alle immer zu Zwei und Zwei die Treppe hinabgingen. Alide brauchte immer so viel Zeit, um ihrem Hut die richtige Stellung auf ihren roten Haarpuffen zu geben, Marta Wachter wurde mit ihrer Kravattenschleife nicht fertig, Olympia mußte sich die hohen Stiefel schnüren und Aline sich die zu engen Handschuhe anzwängen, Friedas Schleier wollte sich nicht stecken lassen und Kätschens Zopf hatte sich im entscheidenden Moment gelöst, ja sogar Magda und Lenchen Walter zupften an sich herum, um einander nur ganz, ganz ähnlich zu sein.

Wenn Mademoiselle aus ihrem Zimmer trat, mußten aber Alle bereit sein, denn dann ging es ohne zu säumen hinaus auf die Boulevards, wo man einen Rundgang von einer Stunde

machte. Recht gelangweilt schritten die Mädchen nebeneinander her. Die meisten von ihnen hätten einen Gang durch die innere Stadt vorgezogen, wo man Blicke in die Schaufenster werfen und Bekannte grüßen konnte, aber dagegen war Mademoiselle mit der größten Entschiedenheit und es ging sogar die Sage, es hätte eine Zeit gegeben, wo sie es für gut befand, den Spaziergang auf den Siechenhof zu beschränken, damit kein Eindruck aus der verführerischen Außenwelt in die zarten Mädchenseelen fiel und keine anderen Blicke sie trafen, als die der „Siechen“, die alt, bleich und grämlich aus den engen Fenstern sahen. „Auf so etwas wäre doch Anna Swanowna nie gekommen!“ pflegten die Mädchen zu sagen, wenn wieder einmal die Rede auf diese alte Mär kam. Sei es nun, daß Anna Swanowna gutmütig und schwach genug war, um den Kindern den Willen zu tun, sei es, daß sie selbst im Bann der hochmodernen Hüte, Bänder, Schleifen und Kostüme war, Tatsache ist, daß an den sogenannten russischen Nachmittagen, das Regiment der Pensionärinnen meist fröhlich lachend und unbekümmert deutsch sprechend in den belebtesten und engsten Straßen der Stadt auf den Trottoirs wimmelte und sich an den bunten Auslagen der Läden erfreute.

Für Anni hatten übrigens die Spaziergänge mit der Russin ebensowenig Reiz, wie die mit der Französin, denn kaum fühlte sie sich außerhalb der Mauern, die sie gefangen hielten, als auch schon das Heimweh mit elementarer Gewalt sich einstellte. Sie hätte am liebsten fortstürmen mögen über die Wälle, dorthin, wo ganz ferne ein Wald blaute oder der weiße Dünenstrand sich unübersehbar dehnte. Der Anblick der langen geraden Baumreihen, der kiesbestreuten, gepflegten Wege, ja selbst der Spielplätze der Kinder bedrückten sie, statt sie zu erfrischen und, wenn sie vollends am Abend wieder am Pult saß, um beim Scheine der von der Decke herabhängenden Lampen ihre Schularbeiten zu machen, erfaßte sie ein Gefühl der Einsamkeit, das sie, im Hinblick auf die vielen, um sie her beschäftigten Kameradinnen, selbst nicht zu begreifen vermochte. In der so einförmig hingleitenden Zeit standen für Anni die Sonntage und die, zweimal in der Woche stattfindenden Zeichenstunden, wie Lichtpunkte in der Finsternis da. Sie hatte schon als kleines Mädchen viel Talent für das Zeichnen gezeigt

und Graf Helden, der Besitzer der schönen Wälder, die unter Förster Werners Aufsicht standen, ließ ihr auf seine Kosten von einem Maler vorzüglichem Unterricht darin erteilen. In den Räumen des Institutes war weder das richtige Licht, noch der genügende Platz für derartige Privatstunden, so hatte Anni neben dem Genuß des Zeichnens, noch die Freude zu ihren Großeltern gehen zu dürfen, die in der Vorstadt in einem großen Garten lebten und ihr schönes, helles nach Norden gelegenes Eßzimmer für den Zeichenunterricht hergaben. Freilich im Spätherbst mußte die Lampe angezündet und der Farbentasten beiseite gelegt werden, aber mit Bleistift, Kreide und Kohle wurde emsig geschafft, oft über die vorgeschriebene Zeit hinaus . . . . Nächste diesen genußreichen Nachmittagen waren die Sonntage Anni eine rechte Freude und Erholung. Oft ging sie schon gleich nach dem Gottesdienst zu den Großeltern, wo sie bei einigermaßen günstiger Witterung, schöne Stunden im Garten verbrachte, wädhend sie sei daheim auf dem Lande. Zum Kaffee kamen wohl noch Magda und Lenchen und dann wurde es vollends heimisch in dem stillen Hause. Abends machte Großvater seine Patience bei der Lampe, Großmutter stellte den Teller mit schönen Äpfeln auf den Tisch und nahm ihren Strickstrumpf zur Hand, — wenn dann noch der Wind die Läden schüttelte und im Kamin heulte, wars so wunderschön gemütlich in einem dämmrigen Winkel der Stube auf dem Ecksofa zu kauern und von „zuhause“ zu sprechen, daß die drei Mädchen es nie glauben wollten, es sei schon Zeit fürs Abendbrot, wenn die alte Magd erschien und sagte es sei angerichtet. Nach dem Essen ging es dann wieder in die Pension zurück, zuerst durch die dunklen, einsamen Straßen der Vorstadt, dann über den weiten Platz, wo der Schein der Gaslaternen lange, goldene Linien über das nasse Pflaster zog und dann wieder hinein in das Getriebe der Innenstadt, das sich Anni jedesmal mit neuer Schwere aufs Herz legte, nachdem sie ein paar Stunden dem Rauschen der regennassen Tannen in Großvaters Garten gelauscht hatte. Immer blickte sie noch der Magd nach die sie begleitet hatte, bis sie ihr im Dunkel entschwand und trat dann endlich in den weiten Borraum ein, dessen Tür schwer ins Schloß fiel. Nun galts in Geduld eine endlos lange Woche aushalten, ehe man wieder hinaus durfte in das traute Heim der lieben Alten! . . . .

## III.

## Des Försters Junge.

Eines Tages, es war schon fast in den letzten Tagen des Novembers, erschien es Anni beim Erwachen, als leuchtete eine andere Helligkeit von draußen in den Schlaffaal, als die der verlöschenden Straßenlaternen. Ahnungsvoll sprang sie aus dem Bett und lief ans Fenster . . . . Ja, das war er, — da lag er, der Schnee, weich und weiß auf den Dächern und Straßen, — sogar die Linden trugen ihn auf den Zweigen und das eiserne Gitter drüben auf seinen Spitzen. „Schnee, — Winter . . . . Weihnachten“ jubelte es in ihrem Herzen, indem es ihr nun erst zu völligem Bewußtsein kam, daß es nur noch drei Wochen zu überwinden gab, bis die Schule geschlossen und die ganze Mädchenschar in die Elternhäuser entlassen wurde. Das Ankleiden war heute mit fröhlichem Geplauder verbunden, denn allen Kindern war der Anblick der weißen Stadt, wie ein Weihnachtsgruß, nur Saphire war verdrießlich, wie immer, wenn die Aufmerksamkeit ihrer Schwestern und Kusinen durch irgend etwas von ihr abgezogen wurde:

„Wie könnt Ihr Euch über den Schnee freuen,“ klagte sie „Ihr wißt doch, daß die Kälte mir Husten verursacht . . . . und was habt Ihr von dem Schnee? . . . . Wir Alle bleiben doch zu Weihnachten hier und können nicht aufs Land . . . . und so sind die Ferien fast schlimmer, als die Schule!“

„Aber Saphire“ sagte Olympia vorwurfsvoll und tröstend, „im vorigen Jahr hat Tante Emilie uns mehrere mal erlaubt, spazieren zu fahren. Weißt Du noch, wie bereift der Park war und der Schnee glitzerte, als sei er mit Diamanten bestreut?“ „Ach für Euch mag die Fahrt ein Vergnügen gewesen sein, ich war doch so vermunnt, daß ich nichts sehen konnte und wurde dabei von Euch fast zerdrückt im engen Schlitten! Du weißt doch, wie dick Du bist!“ . . . . „Jetzt lauf' nur nicht wieder ans Fenster, sondern hilf mir beim Ankleiden!“ Anni, die sonst eine entschiedene Gegnerin des hübschen, verzogenen Kindes war, fühlte in Anbetracht des eigenen Glückes Mitleid mit ihm und versprach Saphire, sie am nächsten Sonntag zu malen, eine Auszeichnung,

die ihr noch nicht zu Teil geworden war und nach der sie sich brennend gesehnt hatte, als sie die Bildnisse der Kameradinnen in Annis Skizzenbuch, so ähnlich und farbenprächtigt entstehen sah: „O, Anni“, rief die Kleine begeistert und plötzlich bei der besten Laune, „o, Anni, Du bist ein reizendes Mädchen, wirklich die Einzige, die es sich lohnt anzusehen! Olympia, geh doch fort . . . ich kleide mich schon ohne Deine Hülfe an . . . siehst Du denn nicht, daß ich jetzt mit Anni spreche . . .“

Auch die Schülerinnen, die von außen kommend, die Klassen zu füllen begannen, waren wie neu belebt durch den prächtigen Schneefall. Viele von ihnen kamen in klingelnden Schlitten an, manche trugen Spuren eines fröhlichen Schneeballkampfes an sich, andere mußten sich ordentlich die Pelzschuhe ausschütten, so unbekümmert waren sie durch den tiefen Schnee gelaufen, alle aber brachten einen frischen, winterlichen Duft in das Haus, der Anni so sehr an die Heimat erinnerte, daß sie am liebsten nur gelacht und getanzt hätte. Sie konnte auch kaum den Augenblick erwarten, daß der Unterricht vorüber und die Stunde des Spazierganges da war und sie mit weiten Lungen die herbe Luft des Winters, ja, die Weihnachtsluft, würde einatmen dürfen, und stand auch schon, als Erste im Vorzimmer zum Ausgang bereit, als der Postbote klingelte und eine Handvoll Briefe auf das, an der Tür, bereitstehende Tischchen legte. Die vielversprechenden Schreiben durfte aber niemand berühren, ehe nicht Mademoiselle da war, um sie zu verteilen, was immer erst nach dem Spaziergang geschah, wo jedes Kind ein Viertelstündchen Zeit für sich hatte, bis die Lampen angezündet wurden und die Vorbereitung zum folgenden Tage begann. Anni warf einen neugierigen Blick auf die Briefe und hätte vor Freude fast aufgeschrien, denn oben auf lag einer an sie selbst und zwar mit der Adresse von ihres Vaters Hand: „Vater hat mir selbst geschrieben, wie himmlisch, Vater selbst, zum ersten mal, seit ich hier bin . . . O sicher, er hat einen Elch geschossen, oder Graf Helten hat große Weihnachtsjagd und ich darf mit, oder Vater kommt vielleicht selbst, mich zu den Ferien abzuholen . . . oder . . . oder . . . Etwas besonders Herrliches muß er mir ja zu sagen haben, daß er selbst geschrieben hat, denn, wie sagte er doch beim Abschied? . . .“ „Mutter wird

Dir oft schreiben und ich wohl auch ab und an einmal, wenn was „Besonderes los“ ist!“ . . . . Und nun, . . . . und nun war der Brief da und sollte eine ganze Stunde uneröffnet liegen bleiben! . . . .

Anni hatte keine Zeit, sich in weiteren Vermutungen zu ergehen, denn die Schaar der Pensionärinnen strömte herein, Hella Bergmann hatte sich in ihren Arm und fröhlich eilten die Mädchen paarweise die Treppen hinab auf die Straße. Draußen in den Vorstädten bogen sich die Bäume der Gärten unter dem Schnee, Schlitten jagten vorüber, sogar Troiken mit lachenden und schwatzenden Menschen darin, die irgendwo in einem Waldrestaurant eine Tasse Kaffee trinken wollten, kleine Kinder glitten seelenvergnügt längs den abfallenden Straßen hinab, trotz der drohenden Haltung der Schutzleute, und wer über keinen Schlitten verfügte, versuchte sein Heil mit Schlittschuhen auf den glatten, hart getretenen und gefahrenen Wegen und, wer auch die nicht besaß, schlitterte auf gewöhnlichen Fußzeug daher, unbekümmert ob es diesem zuträglich war oder nicht, kurz die Stadt machte einen anderen Eindruck, als gestern und vorgestern und manchen Tag vorher, wo die Türme von Rebel umlagert unsichtbar waren, der unentwegt von den Bäumen troff, um unten als grauer Straßenschlamm liegen zu bleiben. Oben von dem alten Festungswall, wohin die, von Mademoiselle geleitete, Mädchenschar häufig ihren Spaziergang machte, sah die Welt heute auch anders aus. Dusterblau lag das Meer zwischen seinen schneeweißen Ufern, scharf und dunkel zeichneten sich die Befestigungstürme mit den weißen Schneehauben von dem hellen Hintergrunde der beschneiten Stadt ab, und wie von glitzerndem Laubgewinde umzogen, breiteten die mächtigen Linden ihre Kronen über den Mädchen aus. Ueber all der Wunderpracht aber leuchteten goldige Streifen am Himmel, ein Gruß des scheidenden Tages, eine Versicherung, daß hinter all' den Wolken der vergangenen Wochen immer in alter Treue die Sonne gestanden hatte, und daß sie sich bald rüsten würde, wieder ihren Siegeslauf in der Welt zu beginnen. Annis Augen hingen strahlend an der Landschaft um sie her und sie legte wenig Interesse für das Geplauder ihrer Kameradin an den Tag, aber Hella Bergmann war das gewöhnt und ihr genügte immer der Anblick des feinen Profils an ihrer Seite mit dem südlichen Kolorit

und den edlen Linien und heute entzückte sie vollends das Lächeln der frischen Lippen und das Leuchten der dunklen Augensterne unter den feinen Brauen. Beide Mädchen wurden plötzlich aus ihrem Sinnen aufgeschreckt, denn ganz unerwartet hielt der lange Zug. Richern erklang, ja ganz unpassendes Lachen und dazwischen Mademoiselles scheltende Stimme . . . oh weh . . . und da lag Rätchen Wiese im Schnee, die ausgeglitten und Flora Blumental mit sich gerissen hatte. Rätchen weinte herzbrechend, denn ihre Ärmel steckten voll Schnee und ihr Mützchen war den Abhang hinabgerollt. Flora klopfte an sich herum, daß die weißen Flocken stoben und ihr vom Ärger gerötetes Gesicht immer noch röter wurde, Seraphine aber lachte aus vollem Halse über den Unfall der Schwester, bis Mademoiselle dazwischen fahrend, dem Auftritt ein Ende machte. Nun mußte Käte sofort aufstehen und Flora, zur Strafe dafür, daß sie die Kleine nicht vor dem Fall bewahrt hatte, durch den tiefen Schnee der Mühe nachwaten und, da auf diese Wiese beide Mädchen ziemlich naß geworden waren, trat die ganze Gesellschaft sofort den Heimweg an.

Anni jubelte im Stillen! Nun konnte sie den lieben Brief eine ganze Viertelstunde früher lesen, den Brief, den Vater geschrieben hatte, Vater, der ihr alles gewesen: Freund, Kamerad, Bruder, Schwester, ja, wie oft nicht auch Mutter, wenn diese krank oder zur Erholung auf Wochen verreist war. . . . Oh Weihnachten, Weihnachten! . . . Endlich vereinigt im lieben Forsthause um die brennende Lampe am Abend! . . . Nur drei Personen, von denen jede aber zu ihrem Glücke nichts anderes brauchte, als die beiden Anderen! . . . .

Mademoiselle hatte die Briefe verteilt und die Kinder drängten sich an die Fenster des Schlaffaales, um sie noch im letzten Tageschein lesen zu können. Leise knisterten die Papierblätter in ihren Händen, hier und da erklang wohl ein Ausruf der Freude, des Erstaunens, dann aber eilte eines nach dem anderen, seine Bücher aus den Schränken nehmend, der Klasse zu, in welcher unter Mademoiselles Aufsicht, die Schulaufgaben für den nächsten Tag gemacht wurden. Nur Anni stand noch da, auf demselben Fleck, wo sie den Brief geöffnet hatte und starrte mit entgeisterten Augen auf das Papier in ihren Händen. Es waren nur zwei

Seiten beschrieb, nur zwei Seiten, . . . und da stand darin, daß das Forsthäuschen mit seiner brennenden Lampe und mit seinen drei Einwohnern versunken war, daß der stille Friede im Hause zerstört, die Wanderungen zu Zweien begraben, daß die Herzen der Eltern gestohlen waren, . . . ja es stand das Ungeheuerliche darin, daß in Annis altem Kinderbettchen, der neue Förstersjunge lag, . . . der wirkliche Junge, . . . aus dem einst ein Mann werden würde! . . . Vaters und Mutters Sohn! . . .

Anni las und las, und las doch nicht. Vaters kräftige, weitleserliche Schriftzüge tanzten ihr vor den Augen und deutlich sah sie immer nur den einen Satz: „Kind, wir sind so überfelig und so voll Dank gegen Gott, der uns noch eine so große Freude vorbehalten hatte!“

Endlich, es dunkelte ja schon stark, und man hätte ihre Abwesenheit gemerkt, steckte Anni den Brief in die Tasche, nahm ihre Bücher und schlich müde ihren Gefährtinnen nach, die schon bei der Arbeit saßen. Alles war wie sonst: Die Lampen brannten und die vielen dunklen und blonden Köpfe neigten sich über die aufgeschlagenen Bücher. . . . Dort saßen Magda und Lenchen an einem Pult und blickten in einen Atlas, neben ihnen schrieb Aline Hüllberg in ihrer Kladde, weiter unten flüsterten Olympia und Mascha Blumental heimlich miteinander und ließ Sascha Weiß sich ihre Rechenaufgabe von Frieda Hermann erklären. Ganz hinten am letzten Pult saß Alide Limberg in einen „Reclamschen Roman“ vertieft und neben ihr Dora Franke, die den Bleistift ihrer Schwester Irene anspitzte. Irene aber schnitt Gesichter, um Carola Helmer zum Lachen zu bringen, die auch schon ganz rot und bereit „auszuplagen“ darsaß und angelegentlich ein Blatt Papier anstarrte, das vor ihr lag, um nicht ganz aus der Fassung zu kommen. Flora Blumental und die Kusine Miluscha Kramer stritten sich um ein Tintenfaß . . . ja, hier ging es her, wie jeden Abend, als wenn sich, seit gestern nichts geändert hätte! . . .

„Anne, qu' avez-vous?“ . . . Das war die Stimme der gefürchteten Mademoiselle, die zwischen Saphire und Käte sitzend, jetzt über ihren Kneifer weg ihre erschreckten Augen auf Anni heftete. Plötzlich wandten sich all die vielen Mädchenköpfe nach derselben Richtung und Anni schoß es erst siedend heiß, dann

eiskalt über den Körper und sie wußte nicht, wie ihr geschah, als sie von Mademoiselle wieder in den Schlaßaal zurückgeführt und ihr anempfohlen wurde noch eine halbe Stunde zu ruhen, ehe sie an die Arbeit ging. „Ja, ruhen und an nichts denken, das war das Richtige“ und sie streckte sich auf das Bett und schloß die Augen.

Es war schon ganz dunkel in dem weiten Gemach, als sich Magda und Lenchen dem Lager näherten, um nach der kranken Freundin zu sehen: „Mademoiselle hat uns erlaubt, hier einzutreten“, flüsterte die erstere, denn wir wollten Dir doch Glück wünschen! . . . „Ja denke nur“, fiel Lenchen ein „eben kam der Krüger aus Johannis und brachte uns einen ganzen, großen Korb Äpfel von Mama und einen Brief an uns und einen an Alide von ihrer Mutter und sie schreiben Beide fast nur von der großen Freude im Forsthaufe. Ach, Anni, Du Glückliche, ich weiß nicht, was ich täte vor Seligkeit, wenn man mir heute sagte „Du hast zu Hause ein Brüderlein!“ Wenn Du nur wieder gesund wirst, dann wollen wir uns zusammen freuen, denn wir sind natürlich auch furchtbar froh und werden in den Ferien alle Tage kommen, um nachzugucken, was Ihr mit dem Kleinen alles anstellt!“ Magda, die sich auf den Bettrand gesetzt hatte, begann nun zu erzählen was Mama aus dem Forsthaufe berichtete. „Denke nur, Amalie ist nun wieder Wärterin geworden, wie damals als Du klein warst, und in der Küche ist ein neues Mädchen. . . . Der Kleine lebt auch in Deinem Zimmer und schläft in dem kleinen Bett, das in der Bodenkammer stand. Wenn Du zu den Ferien kommst, sollst Du neben Vaters Schreibzimmer wohnen, Du weißt, in der kleinen Stube, mit dem Blick nach dem Stall. Dann soll auch die Taufe sein! Du wirst Deinen kleinen Bruder hineintragen . . . und Papa wird ihn natürlich taufen . . . und wir werden Alle dabei sein . . . und Mama glaubt, daß er Friedrich heißen wird, wie dein Vater.“ . . . Ja, und denk' nur“ rief Lenchen, die sich neben Annis Bett niedergekauert hatte eifrig dazwischen „alle Leute haben sich so sehr über den Jungen gefreut!“ Der alte Hans aus Waldhof hat gar nicht fortgehen wollen, ohne ihn gesehen zu haben und Vater hat ihm gestattet, einen Blick in das Bettchen zu tun, wo der Kleine gerade fürchterlich schrie und da hat der

alte Hans gesagt: „Ganz wie unser Anni, ebenso hübsch, und ebensoviel „Temperatur“! ja, und stell' Dir vor, er soll wirklich hübsch sein! Mama sah, wie er gebadet wurde und da ist sein Haar durch die Berührung mit dem Wasser ganz, ganz Kraus geworden . . . es ist nämlich ganz schwarz, das Haar, und er hat auch schon Augenbrauen und große dunkle Augen! Weißt Du noch, wie häßlich, das kleine Kind der Krügerin war? Ich bildete mir ein, alle kleinen Kinder wären ebenso garstig!“ Während dieses Geplauders, dem Anni mit gequältem Herzen lauschte, war auch Mide eingetreten, um beim Schein der Straßenlaterne ein Buch aus ihrem Schrank zu nehmen. „Was fehlt Dir, Anni?“ fragte sie, in ihren Büchern kramend „ich hoffe, Du bekommst doch nicht etwa den Scharlach! Hast Du gehört, daß Wally Meyer, aus der dritten Klasse ihn hat, ebenso Olga Wieberg und Hanni Hansen. Von Berta Müller und Beate Jürgens weiß man es noch nicht recht, aber, wahrscheinlich haben sie sich auch irgendwo die Ansteckung geholt. Die ganze Stadt soll schon verseucht sein!“ . . . Uebrigens Magda und Lene, Mademoiselle läßt Euch sagen, Ihr sollt wieder an die Arbeit gehen. Ihr hättet Anni überhaupt in Ruhe lassen sollen, anstatt ihr die Ohren vollzuschwätzen.“ „Wir haben ihr doch bloß Glück zu dem Brüderchen gewünscht jagte Magda kleinlaut sich erhebend und Lenchen rief: „Von guten Nachrichten ist noch niemand krank geworden! Wir sind so froh, so froh! „Ich sehe nicht ein, was man sich da so freuen soll? Mama schreibt mir, „Werner ist rein dwatisch“) . . . wenn der wüßte, was man für Plage mit so einem Bengel hat, er würde die Sache nicht so leicht nehmen“ „Hat Mama etwa nicht recht?“ Und, was Anni von dem Jungen haben soll, begreife ich noch weniger, denn das ist doch klar, daß sie jetzt ihre Rolle zu Hause ausgespielt hat und nur dazu da sein wird, den Kleinen zu verhätscheln, zu bedienen und zu bewundern, wie alle im Hause.“ Magda und Lenchen hatten stumm zugehört und waren dann schnell hinausgeschlüpft, denn Mademoiselle liebte keinen „hinkenden“ Gehorsam. An ihrem gemeinsamen Pult fanden sie aber doch die Zeit, sich gegenseitig noch ihre Verwunderung über Miden's Auffassung des großen Ereignisses auszusprechen. Inzwischen hatte Anni sich er-

\*) nicht recht geübelt.

hoben, ihre Bücher wieder aus dem Schrank genommen und saß bald mit den anderen Mädchen bei der Arbeit. Sie hatte ein dumpfes Gefühl im Kopf und im Herzen und sehnte sich nach dem erlösenden Augenblick, wo alles zur Ruhe ging, um dann ihren wehen Gedanken nachhängen zu können. Aber schließlich war sie zu müde dazu. Sie sagte sich wohl, ihre Weihnachtsfreude wäre dahin, sie sei wie aus den Herzen der Eltern, so auch aus ihrer Nähe in das ungemütliche Hinterstübchen im Forsthaufe verbannt, sie sei nun als „der Förstersjunge“, der auf den Vater so stolz gewesen war, abgesetzt, sie hätte ihre Rolle daheim ausgespielt, wie Alide sagte und ihr bliebe nun nichts anderes übrig, als so schnell, wie möglich mit der Schulbildung fertig zu werden und dann nach Amerika zu gehen, als Lehrerin, oder noch besser, nach Afrika, wo man am Fieber starb, aber ehe sie die Bitterkeit dieser Gedanken ganz erschöpft hatte, kam der Schlaf und sie vergaß ihre Qual.

## IV.

## Der Scharlach.

Langsam, mühselig und aussichtslos schlichen nun wieder Annis Tage hin. Schon leuchteten die Schaufenster der Läden immer heller und weihnachtlicher, schon läuteten die Glocken zum dritten Advent, schon ließen die großen Repetitionen den Schluß der Schule ahnen und aus vielen strahlenden Kinderaugen lachten die Worte: „Nach Hause, zu den Ferien“, doch immer blieb Anni still und in sich gekehrt, ja eines Abends, ganz gegen ihre Gewohnheit, behauptete sie nicht lernen zu können und legte sich früh zu Bett. Der am nächsten Morgen herbeigerufene Arzt machte ein bedenkliches Gesicht und verlangte sofortige Trennung von den Schlaffameradinnen, denn es seien alle Anzeichen des Scharlachs da. Anni hatte später keine rechte Erinnerung, was in jenen Tagen mit ihr vorging.

Des Morgens erwachte sie im stillen Hause der Großeltern, aber abends rannte sie verirrt durch den Wald, die Lehrer stürzten ihr nach. . . . Hunde mit feurigen Augen sprangen an ihr auf. . . . Hella Bergmann hängte sich an sie, daß sie nicht

weiter konnte . . . . aber endlich sank sie doch am Ziel, vor der Tür des Elternhauses nieder. . . . Da drang ganz deutliches Kindergeschrei aus dem Inneren . . . . fort, fort . . . . hier war ja alles besetzt . . . . kein Platz, . . . . kein Platz für sie . . . . und die Heze im Walde begann von Neuem, . . . . das Laufen der Lehrer, das Springen der Hunde und das Niedergezogenwerden von Hella Bergmann! . . . .

Endlich, endlich nahm dieser qualvolle Zustand ein Ende und sie fühlte sich eines Morgens verhältnißmäßig wohl.

Sie lag wirklich in Großvaters Schreibzimmer, wie es ihr im Traum schon geschehen hatte, der Doktor stand neben ihrem Bett, ihren Puls haltend und sagte freundlich zu Großmutter: „Ja, liebe Frau Stegmann, das nennen wir einen normalen Scharlach! Ueber das Phantasieren sollten Sie sich nicht so aufregen, das hat nicht viel zu bedeuten! Die Hauptsache bleibt, daß der Ausschlag gut ausgetreten ist und die Flecken im Halse schon abgestoßen werden. Nun soll das Fräuleinchen anfangen zu essen und wir wollen das Beste hoffen!“ Nach diesem Morgen, an welchem Anni ihr Bewußtsein wiederfand, verging aber noch mancher Tag, ehe sie sich ganz wohl fühlte und anfangen konnte sich im Bett zu beschäftigen.

Weihnachten war vorbei, — im Wohnzimmer, gerade der Tür zur Krankenstube gegenüber, hatte ein Bäumchen gebrannt, Großvater hatte das Harmonium gespielt und die beiden Alten hatten dazu gesungen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ Sie aber war noch so krank und müde gewesen, daß ihr nur eine unklare Erinnerung des heiligen Abends geblieben war. Bald darauf war Vater gekommen, aber sie hatte ihn kaum erkannt, denn er hatte den weißen Mantel aus Baumwollstoff, den der Arzt an ihrem Bette trug und im Vorzimmer hängen ließ, umgenommen, sich die Kapuze über den Kopf gezogen und war so vermunnt zu ihr gekommen. Mit erschreckten Augen hatte sie ihn angestarrt, denn er sah aus, wie ein Beduine und nachdem er gegangen, hatte sie Großmutter gefragt: „Warum war Vater so verkleidet?“ „Er fuhr gleich wieder nach Hause auf's Land und wollte keine böse Ansteckung mitnehmen. Der Junge ist ja noch so klein, und was ist das

Leben solch kleinen Wesens mehr, als ein flackerndes Flämmchen, das man sorgfältig hüten muß und keiner Gefahr aussetzen darf!“ Auch nach Mutter hatte sie sich erkundigt, — ob sie nicht auch käme, sie zu besuchen? . . . . „Rein Mutter käme nicht . . . . sie könne den Kleinen nicht verlassen, . . . . sie schicke aber in jedem Brief Grüße und danke Gott jeden Tag aufs Neue, daß Er ihre Anni wieder gesund werden lasse!“ Damals hatte Anni sich still beschieden und Großmutter geduldig angehört, wenn sie ihr erzählte, wie beschäftigt Vater in seinem Berufe sei und, wie in Anspruch genommen Mutter, — — aber je besser es ihr allmählich ging, um so mehr großte sie wieder dem kleinen Eindringling im Forsthanse, sowie den Eltern, die nur Gedanken für ihn zu haben schienen, ja in bösen Augenblicken klangen ihr heimlich die Worte der Großmutter nach: Das Leben solch neugeborenen Wesens ist doch nur ein flackerndes Flämmchen! . . . . und dann wieder flehte sie entsetzt über sich selbst zu Gott: „Erhalt’ nur den Kleinen, daß Vater und Mutter sich an ihm freuen können, wenn er mir auch mein liebes Zimmerchen und so vieles Andere genommen hat.“

So ging die Zeit hin und nun konnte Anni bereits den halben Tag außer dem Bett verbringen und mit dem Bleistift in ihrem Skizzenbuch arbeiten. Eine noch etwas blasse, Januarsonne schien in die gemütlichen, altmodischen Räume, in denen sie sich so wohl fühlte, daß sie nur mit Kummer an den Augenblick dachte, wo sie sie würde verlassen müssen, denn so sonnig und voll Frieden, wie die Wohnung in der die Großeltern lebten, war auch ihr ganzes Dasein. Da gab es selten einen Klang aus der draußen vorüberflutenden Welt, aber täglich wiederkehrende Freuden und da ging die Zeit auf so geräuschlosen Füßen hin, daß man hätte meinen können sie sei seit Jahren stille gestanden und nichts könnte je die tägliche Regelmäßigkeit des kleinen Haushaltes stören. Anni mit ihrem bekümmerten Herzen und dem durch die Krankheit geschwächten Körper, empfand die gleichmäßige Stille wie ein Wunderheilmittel, das sie an Leib und Seele gefunden ließ.

Schon des Morgens, wenn sie, noch im Bett liegend, das geräuschlose Walten der alten Magd beobachtete, die im Schein

einer kleinen Lampe, sorgfältig im Wohnzimmer räumte, setzte und den Ofen heizte, wurde ihr ganz wohl um's Herz. „Ingel“ hieß die Alte, und stammte noch vom Pastorat her, wo Großvater vor Jahren seines Amtes, als Geistlicher gewaltet hatte, und konnte, als er es aufgab, sich nicht entschließen, ihre Herrschaft zu verlassen und diente nun den Großeltern schon 30 Jahre. Sie hatte auch einst Anni in den Armen geschaukelt, ihr Ketten aus aufgereihten Kastanien geschenkt, die es im Forsthaufe nicht gab, ihr Muscheln und vom Meere rund gespülte Steinchen mitgebracht und ihr wohl hundert mal die herrliche Geschichte von „Ans Urspill“ erzählt, die in keinem Märchenbuch zu finden war.

Wenn Ingel mit den Stuben fertig war und der Tag schon in's Fenster sah, trat Großmutter an Annis Bett. Sie trug dann immer ein schneeweißes Häubchen auf ihrem silbergrauen Haar und eine schneeweiße Schürze über ihrem schwarzen Kleide und streichelte ihr die Wangen und das Haar und fragte ob sie gut geschlafen hätte. Darauf schob sie den kleinen Tisch an's Fenster, auf welchem Großvaters Lesepult mit der großen Bibel stand und begann nach dem Bibellesekalender das Evangelium und die Epistel des Tages aufzuschlagen. Sowie der Ruckuck neun mal im Eßzimmer rief, kam auch Großvater herein, nickte Anni zu und setzte sich an den kleinen Tisch neben Großmutter und las, nachdem er seine Brille gepuzt und bemerkt hatte, es sei doch noch recht dunkel, die Andacht und sprach das Vaterunser und den Segen.

Nun folgte im Nebenzimmer die Morgenmahlzeit der beiden Alten, die ziemlich schweigsam eingenommen wurde, denn Großvater rauchte viel dabei und Großmutter schnitt emsig die Brotkrumen in kleine Stückchen und sammelte jedes Krümchen vom Tisch; für die Vöglein, zu denen sie in einem engen Freundschaftsverhältnis stand. Draußen am Fenster, nach der Gartenseite war ein Brettchen angebracht, das sich sofort mit kleinen befiederten Gästen füllte, wenn die verlockende Mahlzeit darauf ausgestreut wurde. Jedes Tierchen pickte nun nach den appetitlichen Bissen und nicht selten gab es dabei Zank und Streit, was die zuschauenden Großeltern veranlaßte bald für das eine, bald für das andere,

Partei zu ergreifen und mit einander zu disputieren. Um zehn Uhr mußte Großvater regelmäßig seinen Spaziergang machen, ja, mußte, denn Großvater war oft etwas brunnig dabei und meinte, das Wetter sei zu schlecht oder die Straße sei zu naß oder zu glatt, aber Großmutter war dafür, daß er zweimal täglich „an die Luft“ kam und redete ihm regelmäßig seine Gegenstände aus. — Und dann wurde er eingepackt! Anni konnte von ihrem Bett aus beobachten, wie das geschah: Ingel erschien aus der Küche und zog ihm seine hohen Galloschen an, nachdem Großmutter die Sohlen darauf hin untersucht hatte, daß keine Gefahr des Ausgleitens möglich war, dann wurde ihm der Pelz umgegeben, die Mütze aufgesetzt und die Handschuhe und der Stock gereicht. Großvater machte dabei immer etwas den Eindruck eines Opierlammes, das heißt eines recht großen und kräftigen Opierlammes, das kaum auf der Straße, ganz flott daher marschierte. Großmutter eilte aber doch immer besorgt an's Fenster, um ihm nachzublicken und zugleich zu kontrollieren, ob das Trottoir auch genügend mit Sand bestreut war und der Wind ihren lieben Alten nicht etwas zu stark an der Straßenecke packte.

War die schwierige Aufgabe Großvater „an die Luft“ zu bekommen erledigt, dann ergab sich Großmutter ihrer liebsten Beschäftigung, der Blumenpflege.

Was brachte sie aber auch alles zumege mit geringen Mitteln! Hyacinthen dufteten an den Fenstern und breiteten ihre blauen, weißen und rosa Glöckchen der Sonne entgegen, stolz prangten die glutroten Trompeten der Amaryllis dazwischen und die blaßgelben Blüten der Clivia. Hier wölbte sich ein saftiggrünes Palmendach über einem Tischchen, dort bog sich ein zartgefiederter Wedel nach dem Licht und hinten, im Sofawinkel grünte eine vollständige Efeulaube, deren kräftige Ausläufer an den Gardinen emporkletterten und drohten, sich in die blaublühende Cobea zu verhasen, die in reichen, krausen Guirlanden die Fenster umschlang. Ja, Großmutter, mitten unter ihren Blumenfindern, mit der kleinen Gießkanne in der Hand, war ein so liebes Bild, ein Bild so wunschlosen Friedens, daß Anni die Empfindung hatte, es ginge nichts über das Altsein. War das Begießen beendet und Großvater noch nicht in Sicht, so nahm

Großmutter den bunten Flederwisch und begann auf seinem Schreibtisch vorsichtig Staub zu wischen. Dieser Schreibtisch war nun nämlich schon fast vierzig Jahre Großmutter's Sorgenkind, das sich nicht in die Verfassung bringen ließ, in der es vor ihren Augen hätte bestehen können. Großmutter war nämlich sehr ordentlich und sehr genau, und ein Wassertropfen auf dem blanken Fußboden und ein Kaffeekleckschen auf dem Tischtuch, gab mehr Aufregung hier im Hause, als eine in Scherben daliegende Waschkanne, die den Boden des Schlaffaales überschwemmt hatte, oder Kätschen Wieses umgestoßene Kaffeetasse, in der Mädchenpension bei Tante Emilie. Dafür sah es ja freilich hier auch so viel netter aus; aber Großvater's Schreibtisch war und blieb ein Stein des Anstoßes in der tadellosen Ordnung rings umher, denn hier durfte Angel mit keinem Finger etwas anrühren und auch Großmutter wagte nur vorsichtig hier ein Blatt Papier, dort ein Buch aufzuheben, um doch ein wenig zu säubern. Mit um so größer Gründlichkeit machte sie sich aber über die wunderlichen, großen Pfeifen her, die auf dem Eckständer befestigt waren und deren perlenbestickte und mit goldenen Troddeln versehene „Kleider“ Anni, als kleines Mädchen so sehr angestaunt hatte; und geradezu mit Zärtlichkeit fuhr Großmutter's Flederbusch über die bunten Studentenmützen und Bänder hin, über das silberbeschlagene Trinkhorn und den hohen Pokal aus grünem Glase. Alle diese Reliquien verkörperten ihr Großvater's Jugend, seine sonnigen Studienjahre und ihr Blick glitt täglich liebevoll von einem der abgestäubten Gegenstände zu den anderen, um sich dann noch zum Schluß dem großen Bilde der Mufenstadt und der Fotografie von ihrem lieben Pastorate zuzuwenden. Wenn nun auch diese gründlich gereinigt und wieder gerade gerückt waren, hing Großmutter an ungeduldig auf die Straße zu spähen, bis Großvater um die Ecke bog. Jetzt war sie geschwinde im Vorzimmer und hatte ehe die Klingel ertönte, schon die Tür geöffnet: „Nun, Alterchen, war's nicht einfach köstlich, ich sehe es Dir an, wie der Gang in der Morgenluft Dir bekommen ist“, hörte dann Anni jedesmal sagen, während sie langsam ihre Toilette machte. Großvater antwortete dann wohl: „Ja, ja, Annchen, aber der Wind war doch recht frisch und das Wetter nicht gerade

schön, aber immerhin war es gut, daß ich ging, denn denke Dir nur . . . .“ — und dann begann er von seinen Erlebnissen auf dem Spaziergange zu sprechen, während er sich mit Großmutter's Hülfe der verschiedenen warmen Hüllen entledigte. Es war wirklich merkwürdig, daß Großvater immer auf der Straße etwas erlebte, sei es daß er einen kleinen Jungen vor den Tätlichkeiten seiner älteren Kameraden beschützen konnte, oder eine von einem Hunde verfolgte Katze rettete, sei es, daß es ihm gelungen war, dank seines kräftigen Organes und seines kernigen Chstimich, einen Bauern vom Lande, dazu zu bewegen, ein Teil des Holzes vom Schlitten abzuladen, den das überanstrengte Pferd kaum im Stande war weiter zu schleppen, oder, daß er mit seinem Stock noch gerade den Hut erwischte, den der Wind einem Herrn vom Kopfe geweht hatte. Großvater war ein großer Pferdekennner und Tierfreund: daher kam es wohl, daß er auch so viel von den schönen Gespannen zu berichten wußte und daß er sich über die praktischen Scheuklappen der Graf N-schen Pferde freute und sich über die zu straff gespannte Aufsatziemen der Baron Z-schen Pferde ärgerte und ganz wild wurde, wenn er an den J-schen Kutscher dachte, der jahraus, jahrein den linken Braunen allein ziehen ließ, ohne den faulen rechten zu strafen. Während Anni sich nun ankleidete, hörte sie Großvater im Wohnzimmer immer sehr lebhaft erzählen, bis es klingelte und der Postbote einen Päckchen Briefe hereinreichte und es darauf nebenan ganz still wurde. Es war auch merkwürdig wieviel Leute dem Großvater schrieben! Anni wußte wohl, daß er die Geschäfte vieler Witwen und Waisen führte, Mitglied verschiedener Wohltätigkeitsanstalten war und auch häufig von Bittstellern aller Art angegangen wurde, aber, was stand nur in all' den verschiedenen Papieren, die täglich auseinandergefaltet und gemeinsam mit Großmutter gelesen und weitläufig besprochen wurden?! War auch dieses Tagewerk beendet, dann las Großvater der Großmutter die gestrige Zeitung vor, ihr verschiedenes erläuternd und erklärend, während sie eine graue Badedecke für „Fritzchen“ strickte.

Von diesem Fritzchen, das niemand von den Anwesenden gesehen hatte, war im Ganzen wenig die Rede. Die beiden Alten freuten sich von Herzen über das Glück ihrer Tochter, das

Söhnlein zu beißen, aber ein so weltererschütterndes Ereignis war seine Ankunft hier nicht, wie draußen im Forsthaus und drin, in Annis gequältem Herzen. Ja, es kamen Tage, an denen von ihm gar nicht die Rede war und sie die Gedanken an das veränderte Elternhaus und eine in der Zukunft liegende Heimkehr ver scheuchen und sich ganz dem Zauber der stillen gemütlichen Gegenwart im sonnigen Vorstadthaus hingeben konnte und sogar bei sich dachte, es müßte herrlich sein ein hohes Alter erreicht zu haben und so friedlich und heiter hinleben zu können, ohne innere und äußere Stürme, wie die Großeltern. Nachdem nun Großvater noch einige Briefe geschrieben und auch die Mittagsmahlzeit, die schon um  $\frac{1}{2}$  2 Uhr eingenommen wurde, vorüber war, gestatteten sich die beiden Alten ein Nickerchen, aber nur ein ganz, ganz kleines, denn Großmutter war nicht dafür, daß man „sich gehen ließ, sondern meinte, man müßte im Gegenteil, seinem Körper nichts einbilden, sondern ihm etwas zumuten, dann bliebe man lange jung. . . .

Darum wurde nach dem Nickerchen auch wieder ein Spaziergang unternommen an dem Großmutter regelmäßig teilnahm. In gel packte ihre alten Herrschaften sorgfältig ein und sah ihnen von der Haustür noch lange nach, ob sie auch nicht ausglitten oder von Vorübergehenden etwa gestoßen würden, dann aber wandte sie sich wieder ihren Pflichten zu, die fürs Erste darin bestanden, das Haus ordentlich zu lüften, worauf Großmutter große Stücke hielt, obgleich Großvater an jedem Sonnabend, zum Herrn Oberpastor, der zur gewohnten Schachpartie kam, und das Zimmer allemal „ordentlich frisch“ fand, lachend sagte: „Ja, was soll man dabei machen, meine Frau hat nun einmal die Manie in unserer Wohnung Windhosen zu arrangieren!“ Anni war noch nicht so weit hergestellt, daß sie hätte mit hinaus gehen können und fühlte sich in dieser Nachmittagsstunde etwas vereinsamt, bis sie sich entschloß mit dem Kater „Fuchs“, den sie als echtes Jägerkind, eigentlich nicht gerne mochte, Freundschaft zu schließen. Fuchs war gelb und weiß gefleckt und von beträchtlicher Größe. Großmutter hielt streng darauf, daß er regelmäßig und stark gefüttert wurde, ja, wenn sie mit dem Großvater im Sommer an den Strand zog und des Hausaufsehers Frau seine Pflege übernahm,

wurde ihr Fuchs jedesmal nach Gewicht übergeben und im Herbst ebenso von ihr empfangen, „denn“, sagte Großmutter, schlanke Katzen sind ebenso garstig, wie schlanke Schweine!“ Im Wohnzimmer, in der Sofaecke hatte Fuchs seinen Platz, auf dem er immer liegen durfte und der, mit einem, vor Zeiten von Anni mit roter Baumwolle ausgenähten, weißen Tüchlein bedeckt war, um den Möbelstoff vor etwaigen Haaren, die sich vom Fell lösten, zu schützen. Dort schnurrte der Kater nachmittags gemütlich, wenn Anni neben ihm kauerte und in den sinkenden Abend hinausblickte. Allmählich kroch das große Tier ihr sogar auf den Schoß, bewegte seine schneeweißen Vorderfüße ein Weilchen knetend und ließ sich dann zu einer Kugel geballt häuslich auf ihren Knien nieder. Draußen glühte das Abendrot hinter den Bäumen und malte auf Dächer und Schornsteine seine flüchtigen Lichter. Hier und da flammte ein Fenster auf, das Kreuz auf dem jernen Kirchturm blitzte und dann sanken lange Schatten über den Garten und legten sich leise über all' die Gegenstände in der Stube. . . . Da erschien glücklicherweise immer Ingal mit dem blauen Tischtuch, das sie auf den vor dem Sofa stehenden Tisch breitete. Bald brannte auch die Lampe darauf und erleuchtete mit ihrem traulichen Schein die blauen Tassen und Teller und die blankte Kaffeekanne, unter der das Spiritusflämmchen zuckte. Großvater und Großmutter erschienen pünktlich von ihrem Spaziergang und dann wurde unter fröhlichen Geplauder der Kaffee getrunken und nachdem eine sehr komplizierte Patience gelegt, wobei die beiden Alten sehr eifrig werden konnten. Großvater war dafür, langsam zu legen und gründlich zu überlegen, aber Großmutter meinte, es sei nicht der Mühe wert, sich den Kopf wegen so nichtiger Dinge, wie das Zusammenstimmen von Karten, zu zerbrechen, so kam es denn häufig vor, daß Großvater ein über das andere Mal rief: „Aber, warte doch, Annschen, nicht so schnell! . . . Hier diese Dame müssen wir frei machen, sonst hilft uns alles nichts,“ oder „Nein, nein, Annschen, jetzt will ich auch mal legen, Du läßt mich ja gar nicht dran!“ . . . Manchmal wurde Großmutter das Spiel überdrüssig, wenn es zu lange dauerte und wandte sich wieder Fritzchens Badedecke zu und ließ sich von Anni etwas aus dem Schulleben erzählen. Großvater, der nun die Karten ganz für sich

hatte, vertiefte sich so in seine verschiedenen Kombinationen, daß es ganz zwecklos war, ihn anzureden, denn er antwortete jedesmal: „Ja, ja, Annchen, ich glaube wirklich, ich bin jetzt auf dem richtigen Wege“ oder „Gleich, gleich, Annchen, wenn nur diese Karte erst nur hier weggeschafft ist!“ Auf die Abendstunden freute Anni sich immer sehr, denn dann las der Großvater vor aus: „Ut mine Stromtid“ von Fritz Reuter, und es wurde dabei so viel gelacht, obgleich die Großeltern das Buch schon oft gelesen hatten, daß Angel, die nebenan den Tisch zur Abendmahlzeit deckte, mißbilligende Blicke nach ihrem alten Pastor warf. So kam und ging ein stiller Tag nach dem anderen in dem freundlichen Vorstadthause und der Augenblick rückte immer näher, an welchem Anni es verlassen und als ganz hergestellt, wieder in Tante Emilie's Pension und Schule eintreten sollte.

## V.

### Josefa.

Eines nachmittags, es war schon Ende Januar, kam Tante Emilie zu den Großeltern zum Nachmittagskaffee. Sie begrüßte Anni sehr freundlich und fand sie groß und schlant geworden, dazu frisch und blühend, als hätte sie keine Krankheit durchgemacht: „Nach der schönen Freiheit wird es dir wohl in der Pension amende ein wenig trübselig vorkommen, nicht wahr, meinte sie freundlich „aber es wird Dir dadurch leichter werden, Dich wieder einzuleben, daß in diesen Tagen eine neue Pensionärin eintritt, die ja auch noch gar keinen Anschluß hat, sodaß Ihr Euch Beide vielleicht verstehen und finden werdet. „Ich fand nämlich“, fuhr Tante Emilie fort, sich zu Großmutter wendend, daß unsere Anni noch gar nicht recht warm geworden war unter den Kameradinnen und sich noch zu keiner besonders hingezogen fühlte, als die Krankheit sie auch schon wieder von ihnen trennte. Es hatten sich unter den anderen Mädchen doch schon Beziehungen geknüpft, die nun schon fester geworden sind, weshalb ich mich ganz besonders freue, daß Anni eine Gefährtin bekommt, auf welche sie durch diesen Umstand

mehr angewiesen sein wird und hoffe, daß die Mädchen sich gegenseitig eine Stütze sein werden!“ „Ja, ja,“ sagte Großmutter, den Kaffee einschenkend, „Anni ist ein Wildling“, der nur draußen im Walde fortkommen will, und der sich nach dem Umpflanzen noch nicht erholen kann. Aber wer ist denn die neue Pensionärin, die erst jetzt eintreten soll?“ „Auch ein Wildling“, Frau Pastorin, der aber nur einige Monate in meinem „Blumenhause“ aushalten muß. Es ist Aline Krummers Pflögetochter!“ Sie erinnern sich doch Aline Krummers, meiner lieben Freundin? Nun sie heiratete einen Ausländer den reichen Doktor Wöllenhuber in München, wo ich sie vor Jahren auch besuchte. Ihr Mann war damals schon sehr leidend und als er nach einem halben Jahre starb, war sie ganz verzweifelt und konnte sich lange nicht darin finden, daß sie als Witwe weiter leben sollte. Schließlich entschloß sie sich, da sie keine eigenen Kinder besaß, eine Pflögetochter anzunehmen, und führte auch den Vorsatz bald aus. Vor zehn Jahren besuchte ich sie wieder und zwar wieder in München, wo sie seither gelebt und ihr kleines Mädchen erzogen hat. Damals war es ein bildschönes Zigeunerkind, über dessen Herkunft Aline nie sprach. Geschmeidig wie eine wilde Katze kletterte es in den Stuben herum, weinte und lachte unbändig und warf sich mit unheimlicher Lebendigkeit, bald auf diese, bald auf jene Beschäftigung. An Aline hing die kleine Josefa mit heißer, unbegrenzter Liebe, die bis heute unverändert dieselbe geblieben ist.“ „Und nun soll sie von der Pflögemutter getrennt werden, warum nur?“ rief die Großmutter, die Tante Emiliens Erzählung mit großem Interesse gefolgt war, ganz eifrig dazwischen. „O, wie ich Ihnen schon sagte, es ist bloß eine Trennung von ein paar Monaten; Aline hat nämlich die Absicht, sich ganz in D. ihrer Vaterstadt niederzulassen und wollte nur vorher noch ihre Verwandten in Petersburg besuchen und da sie von dem dortigen Klima schlechte Einflüsse für die Gesundheit ihrer Pflögetochter befürchtet, hat sie sie bei mir als zeitweilige Pensionärin angemeldet.“ Anni lauschte noch längere Zeit halb zerstreut auf diese Unterhaltung, die ihr im Ganzen wenig Interesse einflößte und dachte erst wieder an Josefa Wöllenhuber, als sie am folgenden Sonntagnachmittag, ihre kleine Reisetasche in der Hand, an Tante Emiliens Thür klingelte. Das Mädchen öffnete und be-

richtete, die jungen Fräuleins seien alle im großen Saal und tanzten, wie gewöhnlich an Feiertagen. Anni legte ihren Paletot ab und trat in die halbgeöffnete Flügelthür des großen hellerleuchteten Raumes. Da lag das bekannte Bild vor ihr: Milchen Krause am Klavier, ihre Hände nach beendetem Walzer noch leise über die Tasten gleitend, Magda und Lenchen umschlungen daneben, dem Nachspiel lauschend und Alide vor dem Spiegel mit dem Ordnen ihrer roten Haarwellen beschäftigt. Links in der Ecke Dora und Irene Franke, sich mit ihren Taschentüchern Kühlung nach dem Tanze zusüßelnd, während daneben Hella Bergmann in ein interessantes Buch vertieft schien. Kätschen Wiese drehte sich mit einer neuen Puppe im Kreise, froh einen Augenblick den ganzen Saal für sich zu haben und rechts stand, eine eifrig plaudernde und gestikulierende Gruppe um Alma Hedderson geschart, die sich eine „Friseur“ gemacht hatte und irgend etwas Interessantes zu erzählen mußte. Anni war im Begriff einzutreten und ihre Kameradinnen nach so langer Trennung zu begrüßen, als ein komischer Vorfall sie davon zurückhielt. Nicht weit von Dora und Irene Franke hatte nämlich Aline Hollberg gefessen, die Arme am Hinterkopf verschränkt und die langen Beine ungebührlich weit vorgestreckt, da kam Saphire Blumental, zierlich im Mazurkafschritt daher, ihr Kleidchen hochhaltend und nach Beifall haschende Blicke um sich werfend. Noch ein Moment und — bauz — lag sie da, über Aline's Füße hingestürzt und erfüllte den Saal mit ihrem lauten Gejammer. Trotzdem, daß sich viele hilfsreiche Hände nach ihr streckten, weigerte sie sich vermitteltst heftiger Pantomimen aufzustehen und hätte sicher noch lange heulend dagefessen, wenn es ihr nicht zu rechten Zeit eingefallen wäre, daß „Tante Bonjour“ ausgebeten, und auf Tante Emilien's Mitleid weit weniger zu rechnen war. Auch entging es ihren mißtrauischen Blicken keineswegs, daß Dora und Irene sich die Seiten hielten vor Lachen und Milchen Krause und Marta Wachter ungeniert sicherten, ja daß Aline Hollberg sich die Knöchel rieb und behauptete, sie sei ernstlich beschädigt, weil dieser „ungeschickte Klotz“ die Saphire, auf sie gefallen sei. In der Befürchtung sich durch fortgesetztes Schreien noch mehr der Kritik der öffentlichen Meinung auszusetzen, stand sie allmählich auf und zog sich hinter den Flügel

zurück, von wo sie stumm Ellenbogenstöße an ihre Schwestern und Nefinen austeilte, die sie teilnehmend umringten. Anni hatte laut aufgelacht und schon die ersten Schritte im Saal getan, als ihre Aufmerksamkeit, auf eine von ihr bisher übersehene Gestalt gelenkt wurde, die aus der Fensternische in das helle Licht tretend, sich der Gruppe zuwandte, welche Saphire umdrängte. Gefesselt blickte Anni hinüber und erinnerte sich plötzlich einer jungen Palme, die Großmutter im Herbst in ihren Garten gestellt hatte, damit der Regen ihr die Blätter wüsche und deren gesättigtes Grün sich fast unnatürlich unter den einheimischen Pflanzen ausnahm. Gerade so erschien ihr Josefa Möllenhuber unter ihren Gefährtinnen. Der feine Kopf mit den kohlschwarzen, mandelförmigen Augen, von langen feinen Brauen überwölbt, die zierliche, etwas gebogene Nase, der purpurrote, eben ein wenig spöttisch geschürzte, Mund, der elfenbeingelbliche Teint mit dem warmen Kolorit der Wangen, die Fülle des seidigen schwarzen Haares, die ganze raffige schlanke Erscheinung im modischen weißen Gewande, wollte in die Umgebung nicht passen. Noch blickte Anni, wie gebannt auf das liebliche Bild, sich im stillen wundernd, daß Tante Emilie gewissermaßen in ihr diese Partnerin zugesellt hatte, als eins der Mädchen sie in der Türöffnung erblickte. „Anni, Anni“ erscholl es nun von allen Seiten und im Nu streckten sich ihr all die vielen Hände entgegen. „Anni, wie lange stehst Du schon da, Anni, wie geht es, Anni, wie schön, daß Du wieder da bist u. s. w. . . . Es war gar nicht möglich, all die Fragen zu beantworten, und all die Hände zu drücken, die sich darboten. Sogar Saphire vergaß ihren Aerger und hielt es für klüger, sich an der allgemeinen Begrüßung zu beteiligen, in der richtigen Voraussetzung, daß sie für heute auf kein spezielles Interesse ihrer Anhängerinnen mehr zu rechnen hätte. Als letzte unter den Mädchen trat auch Josefa näher, ein wunderbar sonniges Leuchten in den Augen: „Anni Werner“, sagte sie mit fremdländischer Betonung „ich freue mich, daß Du gekommen bist. Tante Emilie hat mir viel von Dir erzählt und ich hoffe, wir werden uns halt gut vertragen!“ Anni reichte auch ihr die Hand, wußte aber nichts zu sagen, doch aus ihren Augen sprach es: „Du schönes Geschöpf, ich möchte Dich wohl lieben!“ Nun saß man wieder, auf den an den Wänden

aufgestellten Stühlen und Anni mußte sich von Magda und Lenchen und Ulide Limberg von Hause erzählen lassen: „Du kannst Dir nicht denken wie reizend der Kleine schon ist,“ begann Lenchen gleich mit Lebhaftigkeit, er kann lachen und zappeln und ich habe ihn herumgetragen. Zur Taufe sind wir Alle dagewesen und haben Dich sehr vermißt.“ „Ja,“ unterbrach Magda „Papa hat auch so schön gesprochen über die Worte: Lobe den Herrn, meine Seele, daß wir Alle ganz ergriffen waren, natürlich am meisten Deine Eltern, die so glücklich sind!“ „Und denke nur,“ fuhr Lenchen hier fort, „Graf Helten, der den Kleinen während der heiligen Handlung in den Armen hielt, hatte all' seine Orden angelegt und sah ordentlich wie ein Weihnachtsbaum aus, voll blinkender Sterne, Mama spielte den Choral und wir sangen „Nun danket Alle Gott.“ Später kam noch Chokolade und Kuchen, und ich finde wirklich die neue Köchin hatte alles sehr gut hergerichtet. Amalie wird wohl kaum Zeit gehabt haben, ihr zu helfen, da sie doch jetzt den Kleinen besorgt. Du weißt doch, er heißt nun Friedrich=Moriz! Friedrich nach Deinem Vater und Moriz nach dem Grafen!“ „Nach der Taufe“, begann Magda wieder „gingen wir in Dein Zimmer, daß Fritzchen jetzt bewohnt und das nun ganz anders eingerichtet ist. Sieh her, wenn hier die Eingangstür aus dem Wohnzimmer ist, so befindet sich gegenüber das Fenster, nicht wahr“. Nun, rechts an der Wand steht also Amaliens Bett und daneben Dein ganz kleines, in dem Du als Wickelkindchen geschlafen hast, und links neben dem Schrank ein Tisch mit allerlei Flaschen und Schwämmen und Täßchen, wie die Kleinen sie brauchen. Das Fenster ist meistens verhangen und Deine Topfgewächse befinden sich jetzt in dem kleinen Fremdenzimmer neben der Küche, wo Du wohnen wirst, wenn Du zu Ostern nach Hause kommt.“ „Der neue Doktor soll ja auch zur Taufe im Forsthaufe gewesen sein,“ bemerkte Ulide Limberg dazwischen. „Als Mama so starke Zahnschmerzen hatte, ließ sie sich von ihm den kranken Zahn ziehen und schrieb mir nachher, der junge Mann sei sehr nett. Während der Ferien sah ich ihn einmal in der Kirche. Fein sieht er aus in seinem nobelen Paletot! . . . Die Martinsen erzählte uns, daß die Neuheimschen Töchter ganz vernarrt in ihn sind. Olga Müller hat sich von der Niinepuu eine

neue rosa seidene Bluse machen lassen! Denkt nur bloß! . . . . Aber der Stoff hat nur 50 Kopeken die Elle gekostet und die Spitzen wurden von ihrem Konfirmationskleide abgetrennt! Und Elli läuft den halben Tag in ihrer modernen Winterjacke auf der Landstraße umher, um dem jungen Doktor zu begegnen, der häufig vorüber nach Tiefenbach fährt, wo der kleine Baron sich beim Schlittschuhlaufen das Bein gebrochen hat. Uebrigens geht es dem alten Doktor Meyer schon wieder ganz gut, sodaß er zum Frühling heimkehrt und der viel bewunderte Hugo Armstedt, ihm das Feld wird räumen müssen. Er ist ja, glaube ich, noch ein halber Student und die Kranken werden sich besser unter der Obhut des alten befinden, aber für die Gesunden bleibt der neue interessanter.“ „Habt Ihr etwas von Lilli Helben gehört?“ fragte Anni, die keinen Anteil an dem fremden Doktor nahm. „Ja“ sagte Alide „die Martinzen sagte, daß Lilli sich ganz wohl auf dem Lande in dem Mädcheninstitut fühlen soll. Gesehen hat sie sie im Winter nicht, weil die gräfliche Familie das Weihnachtsfest in der Hauptstadt verbrachte. Aber schöne Geschenke sollte sie bekommen, schrieb die Kammerjungfer: eine ganze Pelzgarnitur aus Marder, eine kleine reizende Uhr und noch verschiedene andere hübsche und kostbare Gegenstände!“ „Ob Lilli auch noch an uns denkt“ . . . meinte Anni nachdenklich. „Ach bewahre, dieses hübsche, reiche Mädchen wird wohl andere Freundinnen gefunden haben,“ antwortete Alide und vollends, wenn sie auf die Bälle kommt! . . . . „Ach, wie Du redest, Alide“ rief Lenchen ärgerlich, „zu unserem Geburtstag haben wir einen so reizenden Brief von ihr erhalten, in dem sie schreibt, sie würde uns nie vergessen und freue sich so sehr darauf uns zu Ostern wiederzusehen . . . .

Aber nicht allein die verschiedenen Erlebnisse, die Magda und Lenchen zu berichten hatten, wurden Anni mit aller Weitschweifigkeit mitgeteilt, sondern auch verschiedene Vorkommnisse aus dem Ferienleben der übrigen Pensionärinnen, die sie nach und nach alle umringten: Frieda Kiemer hatte ihre erste Tanzgesellschaft mitgemacht und konnte nicht aufhören darüber zu sprechen, Dora und Irene Franke hatten in ihrem Heimatstädtchen eine Verlobung und ein Konzert erlebt, Hella Bergmann, die zu Hause einen fröhlichen Kreis jüngerer Geschwister hatte, wurde nicht müde

zu berichten wie groß Otto und Heinz, wie niedlich Lieschen und wie klug die beiden Kleinsten Lulli und Ostarchen geworden seien. Rätchen Wiese plauderte von ihrer Puppe und deren prächtigen Toiletten, Marta Wachter von verschneiten Wäldern und köstlichen Schlittensfahrten und Aline Hollberg von Torten und Pasteten und fügte geheimnisvoll hinzu: „Du kannst mir glauben, — seit ich zu Hause wieder einmal ordentlichen Bohnenkaffee mit dickem Schmant getrunken habe, bin ich ganz sicher, daß wir hier bloß Zichorienwasser bekommen und daß hier in dem sogenannten Schmant Kreide enthalten ist. Es ist schrecklich, sich wieder an all das einfache Essen gewöhnen zu müssen!“ Die Blumentals hatten bisher geschwiegen in dem bedrückenden Gefühl in der Pension geblieben und ganz arm an Erlebnissen zu sein, aber beim Gedanken an Kuchen und andere Leckerbissen, ging ihnen auch das Herz auf und sie erzählten mit Stolz von dem großen Weihnachtspack, den sie aus dem fernem Osten erhalten hatten und der neben anderen Herrlichkeiten nicht weniger als dreißig Pfund Konfekt enthalten hatte. „Also stell' Dir vor“, sagte Mascha, wir sind unserer vier Schwestern, dazu kommen allerdings die Kusinen Claudia Goldhammer und Miluscha Kramer, aber immerhin bekam jede von uns fünf Pfund, nicht zu rechnen den Gerstenzucker, die Malzbombons, die Pfeffermünzpastillen und Lakritzstangen die Papa uns aus der Apotheke schickte!“ Anni verzog den Mund beim Gedanken an die Lakritzstangen, gab aber zu, das Geschenk sei immerhin großartig. Ueber all dem Fragen und Erzählen, war die Zeit im Fluge verstrichen und man saß bereits an der Abendtafel, als Anni sich wieder des fremden Mädchens erinnerte, das ziemlich entfernt von ihr neben Tante Emilie seinen Platz hatte und in einer sehr freimütigen Weise mit ihr zu plaudern schien. Zuweilen glitten auch Josefus' Blicke über die Reihen der Pensionärinnen hin und immer schien es Anni, als weilten sie forschend und fragend einen Augenblick auf ihr und ihr Interesse wuchs mehr und mehr für die junge Ausländerin. So schwand der Sonntag hin und man ging, wie gewöhnlich an diesem Tage früher zu Bett, „denn“, sagten die Mädchen „wir verkürzen uns auf diese Weise den Kagenjammer und am Montag, wenn wir erst wieder bei der

Arbeit sind, haben wir schon ganz vergessen, daß der Feiertag so schnell verging.“ An diesem Abend durfte beim Entkleiden auch noch ein wenig geschwätzt werden und der Gegenstand der Unterhaltung war heute selbstverständlich Josefa, die im kleineren Schlassaal mit Claudia Goldhammer und noch einigen älteren Pensionärinnen untergebracht war. „Du kannst Dir gar nicht vorstellen, Anni“, sagte Irene Franke, was die Josefa für ein sonderbares Mädchen ist! Sie hat nicht die allergeringste Angst vor Mademoiselle und geht mit Tante Emilie um, als wäre es ihre eigene Mutter!“ „Ja, denk Dir“ unterbrach Dora die Schwester, „neulich, als sie abends aus ihrer Kommode ein Buch holen wollte, ging sie ganz unbekümmert an Mademoiselle's Schreibtisch, zündete sich eins von den „heiligen“ Lichtern an und ging damit das Vermißte zu suchen, — und Mademoiselle, die das alles sah, sagte kein Wort!“ „Freilich“ fuhr Irene fort „ist ja Mademoiselle immer sehr nachsichtig gegen die „Neuen“ aber so etwas hat sich auch niemand von uns erlaubt. Sogar Claudia, die schon fünf Jahre hier lebt, hat in dieser langen Zeit noch keine Pensionärin gesehen, die so offenherzig mit den Lehrerinnen verkehrt wie Josefa. Sehr merkwürdig, nicht wahr?“ „Vielleicht wollte Mademoiselle Josefa nicht schelten, weil sie doch nur so kurze Zeit hier bleibt und es daher kaum lohnt, sie noch zu erziehen“, bemerkte Frieda Herrmann, indem sie sorgfältig ihre Bluse auf dem Stuhl neben ihrem Bette zusammenfaltete. „Irene“ rief Olympia vom gegenüberliegenden Ende des Zimmers, wo sie der gähnenden Saphire die Haare flocht, „Irene, erzähle, doch, wie Josefa komisch ist, wenn sie sich ärgert oder sich über irgend etwas wundert. Du kannst ihre Sprache so gut nachmachen!“ Irene lachte und schüttelte den Kopf. „Das ist nicht nötig; Anni wird sie schon morgen hören“ flüsterte aber doch zu dieser gewandt. „Von Saphire sagte sie neulich „Der Frag, — das Madel, das ausg'schamte“ Das gab einen Spektakel; aber nun „Büaht Ihna Gott“, und damit schlüpfte sie in's Bett. „Josefa ist so schön, so ungewöhnlich“, sagte Anni sinnend zu Hella Bergmann, die neben ihr stand. „Ja, nun ja. . . Wir haben sie auch „der Komet“ genannt, weil sie ganz anderes ist, als wir Uebrigen und weil sie auch nur so kurze

Zeit am Pensionshimmel leuchten soll. „Wie alt ist denn der Komet?“ fragte Anni. Fünfzehn Jahr und dabei so weise, wie ein altes Mütterchen.“ „Hört doch nun endlich auf mit Eurem Geschwäg“ rief Alide schon aus dem Bett „ich glaube Tante Emilie kommt über den Korridor!“ Im Nu huschten die Mädchen nach ihren Lagern, und als Tante Emilie eintrat, um an Mademoiselle's Stelle noch einmal nach der Ordnung zu sehen und die Lampen auszulöschen, war alles still im Saal.

Am nächsten Morgen, als Anni wieder in ihre Klasse trat, erneuerte sich das frohe Begrüßen und Fragen. Alle Klassenkameradinnen wollten von ihrem Ergehen und ihren Weihnachtsferien etwas erfahren und sie war noch lange nicht fertig mit dem Erzählen, als die große Uhr 9 schlug und die Mädchen sich auf ihre Plätze setzen mußten. Anni fand sich an demselben Pulte mit Josefa Wöllenhuber, anstatt mit Alma Horn, die nun hinter ihr saß und wollte gerade noch ein Wort an sie richten, als der Lehrer schon eintrat und der Unterricht begann. Josefa schien ganz gut beschlagen in der Geschichte zu sein, aber, als Herr Hahnemann seinen Vortrag begann, der von den Schülerinnen nachgeschrieben wurde, geriet sie oft in Verlegenheit, da sie das baltische Deutsch noch nicht recht verstand und dadurch beim Schreiben den Faden verlor und immer wieder Lücken in ihren Aufzeichnungen entstehen sah. „Anni, was sagt er halt?“ flüsterte sie mehr, als einmal ihrer Nachbarin zu und murmelte dazwischen für sich: „Is dös a Heß“ und, „is dös a Kreiz“ bis die Stunde ihr Ende erreichte und Anni ihr die Nachschrift vervollständigen konnte. Dieser kleine Vorfall und manches Andere verband die beiden, sich bisher ganz fremden Mädchen bald und als es nach den Unterrichtsstunden zum Spaziergang hinaus ging, waren sie es zufrieden, daß Mademoiselle sie auch hier zusammenfügte und schritten fröhlich plaudernd mit der ganzen Schar der Pensionärinnen in den lichten Februartag: „Weißt Du“ begann Josefa, ihre dunklen Augen forschend auf Anni geheftet „ich habe mich, die drei Wochen, die ich hier bin, die ganze Zeit auf Deine Ankunft gefreut, denn mit den anderen Madeln bin ich nicht viel weiter gekommen. Jede hat halt schon ihre Freundin, mit der sie am liebsten verkehrt und ich habe es

wohl auch nicht verstanden, mich schnell hier in der Fremde einzuleben. Alide Limberg war zuerst sehr lieb zu mir. Sie hat mir all' mein' Sachen ausgepackt und in die Schiebladen geordnet, aber dann hat sie nachher soviel an mir herum'meistert und erzogen, daß ich sie überdrüssig wurde.“ „Herumerzogen? Wieso?“ fragte Anni. „Ja, schau“, antwortete Josefa, „Ihr seid hier Alle so feierlich und geht mit Mademoiselle um, als sei sie der Papst und Tante Emilie eine Kaiserin! Wenn ich mal ein Wörtel sage, grad' wie's mir um's Herz ist, dann ist's gleich beinahe eine von den Todsünden und die Madeln starren mich an, als wär' ich nicht gescheit und nachher hat die Alide immer arg geschimpft, am meisten damals, als ich der Mademoiselle zu schwachen Tee eingegossen habe. O, mei, dös war'n Geschichten!“ „Erzähl', bitte“, sagte Anni belustigt über das lebendige Geplauder!“ „Ja, hör' nur: also ich hatte Mademoiselle und all den Anderen den Tee ein' schenkt und nachher so viel Wasser in die Kanne hinzugetan, das Mademoiselle's zweite Tasse nicht ganz so dunkel ausschaute, wie sie es nun mal mag. Da ist sie halt aufgesprunge', daß der Stuhl hinfällt und in ihr Stüberl wankt, . . . o, du heil'ger Josef, . . . und Tante Emilie ihr nach . . . und die Madeln sitzen da, stumm und steif und schauen nach mir, wie ich gemütlich mein Tee trinke. I aber denk' bei mir: „Ist's dem Weiberl schlecht worde, daß sie's Trankl' nimma mag?, und wie Tante Emilie wieder rein kommt, frag' ich sie halt darum. . . O, du mei'. . . Tante hat mich gescholten, weil der Tee so wässerig weis' ist, und die Alide hat arg geschimpft nachher, weil durch mei' Schuld der Mademoiselle ihre Laune falsch war.“ Josefa lachte und fuhr dann ernsthafter fort: „Ja zuerst war Alide ganz lieb zu mir, nur, als ich ihr sagte, das ich mich so sehr auf Dich freute, weil doch Tante Emilie findet, wir würden gut zu einander passen, da verzog sie ihr Gesicht und meinte: „Anni Werner ist sonst ganz nett, aber sie ist jetzt gerade „mufflich“ wegen ihres kleinen Bruders!“ „Mufflich“ Anni, was heißt das? Bei mir zu Hause sagt man „muffig“ aber von „muffigen“ Leuten habe ich früher noch nie gehört!“ Ich hab Alide gesagt, sie soll's mir erklären aber sie wußte nichts zu erwidern und sagte nur: Sie meinten hier Alle

der Scharlach hätte schon wochenlang in Dir gesteckt, aber es wär' nur der Mergel über den Kleinen gewesen, der nun zu Hause die Hauptperson sei, den die Eltern mehr liebten, wie Dich, die bisher z' Haus die einzige gewesen wär'. So hat sie halt geredt, die Alide! . . . Josefa blickte fragend nach ihrer Kameradin, die stumm und düster vor sich hinsehend neben ihr ging, — und fuhr dann nach einer Pause sinnend fort: „Ich hab kei' Elteru mehr, die sind halt schon lange tot. Ich habe aber mein Pflagemutterl und wir Zwei lassen nimma voneinand. Wie denkst denn, daß Dein Mutterl, Dein eigenes, Dich nicht mehr mag?! . . . Schau Anni, das kann i net verstahn!“ „Schweigen sollte Alide,“ fuhr Anni auf „sie weiß nicht, was sie redet! Ich habe nie geglaubt, daß meine Eltern mich nicht mehr lieben. . . . Es wird nur alles so ganz anderes sein, als früher, wenn ich nach Hause komme. . . . Darum ist mir oft so weh ums Herz, — — aber . . . laß uns von etwas Anderem sprechen!“ . . . Und Josefa sprach von etwas Anderem. Sie hatte nie Mangel an Stoff, fragte und erzählte immer heiter, — jeden Augenblick zur Belustigung ihrer Genossinnen in den naiven, heimischen Dialekt verfallend, in welchem sie gewöhnt gewesen war mit ihren früheren Schulkameradinnen zu verkehren. Und von diesen ersten Tagen ihres Zusammenseins an wurde das „Annerl“ ihre beste Freundin, für die sie bereit gewesen wäre manch' ein Opfer zu tragen und sie gegen alle Ungerechtigkeit der Welt zu verteidigen. Die Sonntagsnachmittage in dem stillen Vorstadthause der Großeltern wurden für Anni jetzt ganz besonders genußreich, wo Josefa sie oft hinüber begleitete und sie dann Beide, mit dem schnurrenden „Fuchs“ zwischen sich auf dem Sofa saßen und endlos schwatzten, während die beiden Alten ihren gewohnten Spaziergang machten. Josefa erzählte dann von den Bergen ihrer Heimat und ihrer fröhlichen Vaterstadt, von malerischen Künstlerfesten, von dem prächtigen Karneval mit seinen Straßenaufzügen, von den herrlichen Kunstwerken in den Galerien und von tausenderlei Dingen, die Anni kaum von Hörensagen kannte und denen ihre schönheitsdürstige, junge Seele sehnsuchtsvoll entgegenstrebte. Auch von der Zukunft sprach Josefa, und wie sie sich ihr Leben, in Dorpat, der Heimat der Pflagemutter

dachte: „Mutterl war früher ganz zufrieden in München mit mir allein, wo wir Zwei uns alles waren, aber nun, da ihre Lieblingschwester weit draußen im russischen Reich Wittwe geworden ist und nach Dorpat überjiedelt, hat sie das Heimweh kriegt und ich hab z' ihr sagt: „Gelt, Mutterl, wir wandern halt aus in Dein Land!“ Da hat sie zu mir g'sagt: „O, Du armes Hascherl, mein Sonnenkind, Du wirst mir dort hinwegeln und nimma froh werden!“ aber doch hat sie so fröhlich aus'schaut, daß ich nicht nachlassen hab . . . und nun sind wir hier! . . . Tanterl hat schon die Wohnung gemietet mit einem Gärtli, — da ziehen wir im Herbst hin und den Sommer über bleiben wir am Strande. . . Da mußt mich halt besuchen . . . gelt, Annerl, gelt! . . . O' und unser Haus in Dorpat soll auch sein aus'schaun. . . All' die Blümle, die hier auf dem Fenster stehen, will ich auch ziehen, und die Stüberl sollen so schön sein, daß Jeder Lust hat einzutreten zu meinen beiden Lieben, zu dem Mutterl und dem Tanterl, das ich noch gar nicht kenne! . . . O, da sollen die Beiden halt froh sein! . . . Und wenn die Sonne nimma scheinen mag, dann will ich lachen und jingen, daß sie die Wolken nit sehen!“ . . . Mitten in Erinnerungen oder Zukunftsträumen konnte Josefa dann plötzlich abbrechen und entrüstet ausrufen: „Aber Schatz'l, wie schaußt denn aus! Dein' Brosch' wirst gleich verlieren“ oder „Da trennt die Naht an Dein Kleid“ oder „O Du mei, Du mei, Dein Haar, das safrische Haar . . . bist ja ein richtiger Zottelbär!“ Und dann wurde trotz Anni's Gegenwehr ein Kamm geholt und das widerspenstige Kraushaar von Neuem eingeflochten, wobei es Josefa nicht an Ermahnungen fehlen ließ. „Aber Annerl, wie kannst nur so gleichgültig sein? Du meinst halt wieder: wann nur der Zopf hart und steif ist und das Bandl unten fest sitzt, dann ist alles gut und siehst nimma, wie Du ausschaußt, unordentlich und unschön . . . da hörst! . . . Nun gib mal die Schleif' her . . . i kenn Di . . . hast sie wieder in der Tasch', weil sie auf dem Scheitel nit halten will. . . Na, nun kannst mir wieder g'fallen!“ Einmal zog sie Anni sogar nach einer solchen Scene vor den Pfeilerspiegel, lehnte ihren feinen, von den schwarzen seidigen Flechten umschlungenen Kopf, an den der Freundin und warf ein

neckisches Fußhändchen in das blanke Glas: „Grüß Gott, Ihr blickjaubern Madeln!“ Anni sah bewundernd nach der anmutigen Erscheinung neben ihr und warf ihrem eigenen Bilde einen verwundernten Blick zu: „Wie hatte Josefa nur verstanden, den eigensinnigen Locken, die Anni jeden Morgen mit Wasser bearbeitete, den richtigen Platz anzuweisen, als wäre sie eine Haarkünstlerin von Beruf, und das Band hineinzuschlingen, daß es ordentlich hübsch ausfah? „Das ist ka große Kunst, -- ich hab's lang schon learnt! Noch, wie ich klein war, hab' ich denkt, es ist besser, wenn d' Leut' auf der Straß' jagen: „Schau das fische Madel“, als, wenn sie rufen müßten: „Da geht die Josefa Möllenhuber, die Schlamp!“

## VI.

## Der Kostümball.

Ende März war Tante Emiliens Geburtstag, der jedes Jahr mit einem Tänzchen gefeiert wurde, zu dem alle Schülerinnen eingeladen waren. Diesmal planten die Mädchen einen Kostümball, wohl durch Josefa angeregt, die mit geschickten Händen und aus billigem Material wahre Wunderdinge anzufertigen verstand und um guten Rat nie verlegen war. In ihrem findigen Köpfcchen schwirrten die kühnsten Ideen durcheinander und alle Karnevalsgestalten früherer Jahre huschten an ihrem inneren Auge vorüber, wenn sie anordnend unter ihren Kameradinnen waltete: „Hella, Du machst Dir aus weißem Baumwollstoff ein Bajazzokostüm! Ich schneid' Dir's zu, sodaß er fast heil bleibt und nachha noch zu zwei Hemdeln langt, nicht? Dann klebst Du, aus schwarzem und rotem Papier geschnittene Sterne und Halbmonde drauf. Das spiße Müßl machst' aus weißem Papier und beklebst's ebenso! Das kost' fast nix und ist sehr schön! — Du, Aline, schickst Dich gut zum Küchenmadel! Sorg' nur für 'n Hauberl und für 'n Schürzerl. An d'n Rock kannst' Dir Spielzeug hefteln, Kann'le und Krüggle, Pfannle und Löffle aus Blech! Ihr aber, Olympia, Saphire, Mascha miteinander, schlupft in eur' russischen Kostüml, die sind halt malerisch genug und nix dran zu basteln, was ein

großer Vorteil ist, da wir nicht viel Zeit hab'n! . . . Magda . . . Lenchen, um Euch sorg' i net! Die ehstnischen Weibermützen, die ihr Euch verschafft habt, sind großarti und das Andere findet sich! . . . Aus dem Käterle machen wir ein Baby! Saphire giebt ihr weißes Hängerkleid her, das reicht dem Kindl bis an die Erde, dann setzt es fein weißleinenes Badehäubchen auf! An Milchflasch' mach ich ihm z'recht, das bekommt's in d' Hand, vielleicht sogar a Klapper! . . . Irene, Du bist a Mönch! Doras brauner Ueberzieher ist Dein' Kutt', das Kapuz'l zieh Dir übers Haar und such Dir 'n Strick'l um d'n Leib! Den Rosenkranz'l will i Dir schon leihen! — Frieda, unten an der Straßened' im Lädle hab' i a Hasenmaske sehn, — die kauf Dir halt. Bind Dir an Tüchel um den Kopf, ein Schürzl übers Kleid und häng Dir ein Körble mit bunten Eiern an den Arm, dann bist Du das OSTERHÄS'LE, gelt? Dora, Du mit Deinem halblangen Haar und 'der Brill auf der Nas' schaußt schon eben wie 'n Studentin aus, . . . fehlt bloß die Mütz' und 's Kollegenheftl! Wer ist denn noch da? Ach, Ihr, . . . Milchen Krause, Alma Hedderjón, Marta Wachter, Claudia Goldhammer und Sascha Weiß! Claudia, Du hast die schwarzen Guckerl für eine Italienerin . . . das Tüchle auf dem Haar will ich Dir schon falten und, wenn Du kein' Mandolin' hast . . . nachha kannst Orangen feilbieten, gelt? Milchen, Du hast Dein Insulanergewand von z' Haus kriegt? Ja, die rotgestreiften Strümpf' und das feuerfarbne kurze Röckl! Gestern auf der Straß' hab' ich die Fische-mad'ln g'sehn, saubre Leut' sind's, . . . Dir wird auch das bunte Kopftüchle gut stehen! Alma, Du ziehst Dein Turnkostüm an, Dein Haar legt halt in Locken und Dein Spitzenkragerl bind'st um, — dann fehlt bloß das Barett und der Bag' ist fertig! Es bleiben dann noch Marta und Sascha. . . . „Aber Alide, Anni und Du selbst?“ fragte Claudia Goldhammer. „Alide mag nicht mittun“, antwortete Josefa. „Ja, die ist immer so weise und gesezt, als ob sie achzig Jahre alt wäre“, eiferte Alma Hedderjón dazwischen, „nie will sie irgend einen Spaß dulden, — sie sollte sich wirklich als alte Großmutter verkleiden, mit einem ellenlangen Strickstrumpf in der Hand!“ „Laß nur gut sein“, unterbrach Josefa, „sie mag nichts ausgeben für ein Ge-

wand'l und es werden doch viele Andere noch da sein ohne Kostüm! schad't halt nix!" „Aber Anni und Du selbst, was werdet Ihr vorstellen?“ wiederholte Claudia. „Ich hätt' schon was Schönes für uns, wenn mir mei Mutterl die Gewandln verschafft. Schreiben tu ich gleich heut. Wenn die Zeit nur noch langt, daß ich sie bekomme!" . . . Josefa's unerschöpflicher Ideenreichtum, was Maskenkostüme betraf, half noch vielen Schulkameradinnen zu prächtigen Toiletten und, als sich am dreißigsten März der Saal mit der zum Tanz eingeladenen Jugend füllte, gewährte die fröhliche Gesellschaft ein so abwechslungsreiches und farbenfrohes Bild, daß Tante Emilie ganz überrascht war und viele ihrer Schülerinnen kaum erkannte, besonders diejenigen, welche mittelst der Kleidungen der Brüder, sich in uniformierte Gymnasiasten, Eisverkäufer, Kutscher, Soldaten, Matrosen, Schornsteinfeger, Köche u. s. w. verwandelt hatten. Punkt fünf Uhr erschien die Tante, die die Kinder alle von der Tanzstunde her kannten und nun konnte der Spaß seinen Anfang nehmen.

Bald fanden sich die Paare und wirbelten im Saal durcheinander. Hier und da flog eine Kopfbedeckung ab und der Gymnasiast, Matrose oder Soldat walzte weiter, während ihm der, unter der Mütze verborgen gewesene Pops im Nacken baumelte. Josefa und Anni fielen durch ganz besonders prächtige Kostüme auf, die die erstere in München getragen und nach Dorpat mitgenommen hatte. Nach einigen Bemühungen waren sie noch rechtzeitig angekommen und kleideten nun die beiden gleich langen und schlanken Mädchen vortrefflich.

Josefa erschien als „Komet“ in dunkelblauer Seide mit schönen Schweifsternen verziert. Sogar auf ihren Schuhen glänzten sie, von ihren Schultern ließen sie ihre goldenen Haare wehen und über ihrer Stirn stand ein schöner, großer, dessen funkelnde Strahlenschleppe sich mit dem aufgelösten, schwarzen Seidenhaar vermischte. Anni stellte den „Wind“ dar und ihr Gewand war eigentlich noch kostbarer und prächtiger, als dasjenige ihre Freundin. Ein Nieder aus hellblauem Atlas umschloß ihre biegsame Gestalt und ein kurzer, weißseidener Rock, verziert mit leicht von Malerhand, hingeworfenen Segelschiffen, Turmspitzen, fliegenden Drachen und schwebenden Möwen und Schwalben, glitt an ihren Hüften

hinab. Im Haar trug sie ein flottes, rotes Mützchen in Form eines spitzen Ziegeldaches auf welchem sich bei jeder Bewegung ein Wetterfährchen drehete und um die Taille einen himmelblauen Gürtel von welchem vier Bänder herabwehten, die mit goldenen Buchstaben die Namen der vier Himmelsrichtungen trugen. Ein Kompaß mit goldenen Kettklein an ihrem Halse vervollständigte das Kostüm. Als der kleine Ball in vollem Gange war und Tante Emilie, mit den, inzwischen ebenfalls eingetroffenen, Lehrerinnen und einigen Müttern auf den, an der Wand des Saales hinlaufenden Divans Platz genommen hatte, schlüpfte Josefa leise durch den Eßsaal und die Klassen, wo bereits gedeckte Tische standen, bis in die Küche. Dort loderte ein helles Feuer unter dem Herd Kuchen- und Kaffeeduft durchzog den Raum und zwei Mägde peitschten die Schokolade in geräumigen Kesseln. Am großen weißen Tisch schaffte Fräulein Meyer mit einer Gehülfin und wandte sich fast erschreckt um, als Josefa ihr mit der kühlen weißen Hand über die heiße Wange strich. „Fräulein Meyerchen, o sie armes, liebes Hascherl, wie sind sie erhitzt! Nein, nun sollen Sie halt 'raus aus dem Kuchl. Die Schürze tun wir fort, gelt, und nun kommen S' und schauen wie's drüben lustig ist!“ „Aber Herzchen“, wehrte sich das arme „Hascherl,“ „wer soll denn hier die Tassen zurechtstellen und füllen und die Brötchen und die Apfelsinen in die Schalen legen und auf die Tische stellen, . . . und die Kuchen schneiden und . . . Josefa legte ihr lachend die Hand auf den Mund: „Das tut die Josefa Möllenhuber, die hat manches gelernt, als das Mutterl die rote Benz im Kuchl hatte, das war eine! o du mei, o du mei! Da haben wir manches selbst schaffen müssen, mehr als Kuchen schneiden und Tassen füllen. Meyerchen, Sie liab's, nun kommen S' halt mit!“ Damit zog sie die noch halb Widerstrebende bis in die Tür des Saales, stellte einen Lehnstuhl für sie hin und ruhte nicht eher als bis Fräulein Meyer wirklich saß und die fleißigen Hände im Schoß gefaltet, lächelnd in das bunte Treiben sah. Darauf eilte Josefa wieder fort und bald beschienen die Hängelampen über den weißgedeckten Tischen das schöne Mädchen im reichen Gewande, das, die Musik des Walzers miträllernnd, emsig schaffte und hin und her ging Fräulein Meyers Stelle vertretend. Diese aber hatte inzwischen

ihre helle Freude an der Jugend, die sie so sehr liebte und so gut verstand. Sie gedachte dabei vergangener Jahre und lang verzunkener Luft, aber sie war nicht etwa traurig, im Gegenteil, sie durchlebte noch einmal ein Stückchen Kinderglück und lachte vor sich hin, ihr gemüthliches, lautloses Lachen, das die Mädchen so liebten und lehnte sich dabei in den weichen, bequemen Stuhl zurück, was ihr nach dem langen Stehen ein Genuß war. An ihr vorüber drehten sich Hansel und Gretel, Kottkäppchen und Schneewittchen, Zwerge mit braunen Kapuzen und langen Bärten, Tiroler und Tirolerinnen, Dienstleute mit blauen Blusen und roten Mützen mit Türkinnen und Zigeunerinnen im Arm, Winter und Sommer einträchtig umschlungen, Dienstmädchen in weißen Häubchen den Flederbusch schwingend von kleinen Gymnasten gewirbelt und viele andere fröhliche Gestalten. Kurz ein heiteres, buntes Treiben wogte hin und her, bis plötzlich die Schulglocke, die heute das Signal zur Schokolade gab, dazwischen schrillte und dem Tanz ein Ende machte. Fast erschreckt fuhr Fräulein Meyer aus ihrem behaglichen Zuschauen auf, um noch schnell einmal nach dem Rechten zu sehen, aber da stand schon Josefa neben ihr. „Gelt, das ist halt lustig hier, Fräulein Meyerchen, nicht! und da drüben ist alles fein ordentlich! Da brauchen S' halt kein Sorg' z' hab'n! S' bin nämlich heut Nachmittag die Fräulein Hausdam' und Sie sind auch 'mal Gast beim Schmaus! Tante Emilie hat's erlaubt!“

## VII.

## Die bösen Buben.

Hell und heller wurden die Tage und die Nächte kürzer und immer häufiger sprachen die Mädchen von den kommenden Ferien; aber jedesmal, wenn es hieß: Wäre es doch erst Ostern, erklangen zugleich Worte des Bedauerns, denn zu Ostern sollte Josefa die Pension wieder verlassen und sich mit ihrer Pflegemutter zunächst in Dorpat einrichten. Josefa, der flüchtige „Komet“ der eine kurze Zeit hineingeleuchtet hatte, in das einförmige Leben der Pension,

hatte sich viele Herzen erworben und Alle sahen sie ungerne scheiden, aber das festeste Band schloß sie doch an Anni Werner.

„Annerl, mein lieb's Schazerl, Du“, pflegte Josefa in jenen Tagen zu wiederholen, „vergiß mi halt nit, und schreib' auch, bitt' halt schön!“ Und Anni antwortete dann immer: „Ach Josefa, ich bin so traurig, wenn ich daran denke, daß Du fort mußt, denn mir scheint oft, ich hätte außer Dir niemand auf der Welt!“ Bei solchen und ähnlichen Aussprüchen empfand sie dann allerdings jedesmal einen Stich im Gewissen, das ihr die liebevollen Briefe der Mutter vorhielt, aber der Groll gegen den kleinen Bruder bekam immer wieder die Oberhand, sie fühlte sich verstoßen, vereinsamt, gekränkt und konnte keine Freude an der bevorstehenden Heimkehr finden. Kurze Zeit jedoch vor den Ferien ereignete sich ein Zwischenfall, der ihr das zeitweilige Fernsein aus der Pension wünschenswert machte.

Eines Nachmittags, als Anni wieder mit ihrer Mappe am Arm in die Zeichenstunde gehen wollte, erschien Ingel und bestellte im Namen der Großmutter, Anni solle diesmal die Stunde im Hause des Lehrers haben, da bei den Großeltern großes Reineinmachen sei. Ein wenig erschreckt, daß man sie so spät benachrichtigte, begab Anni sich sofort auf den Weg, der weit war und sie durch das Zentrum der Stadt in eine entfernte Vorstadt führte. In gerader Richtung strebte sie vorwärts und bemerkte bald unmutig, daß der Durchgang, den sie passieren mußte von einem Trupp Schüler der höheren Gymnasialklassen besetzt war. Schon ein paar mal, auf Spaziergängen mit der russischen Klassendame, waren ihr die neugierigen Blicke der jungen Leute aufgefallen aber, da sie dann mit all' den vielen Mädchen zusammengegangen war und wußte, daß diese Blicke der schönen Josefa galten, achtete sie kaum auf die Jünglinge. Heute aber, sich so allein ihren Weg durch die Gruppe zu bahnen, war ihr sehr peinlich und hätte sie nur über mehr Zeit verfügt, ein Umweg wäre ihr nicht zu viel gewesen, aber, da sie ohnehin schon nur mit einer Verspätung ihr Ziel erreichen konnte, nahm sie sich ein Herz und schritt mitten durch die Gruppe der Schüler, die ein wenig auseinandertraten, um sie durchzulassen. Kaum aber war sie einige Schritte weiter gegangen, entglitten ihrer Mappe mehrere Blätter

mit Zeichnungen, und während sie sie aufhob, drangen die Worte der Knaben an ihr Ohr: „Das war Anna Werner! Ganz famos! „Wie ihr das rote Baret steht! . . . Diese Augen, dieses Haar! . . . Josefa Möllhuber ist weniger mein Geschmack“ . . . und dann schienen sich Meinungsverschiedenheiten zu entwickeln über das Äußere der beiden Freundinnen. . . . Anni aber hörte nichts mehr. . . . Sie eilte mit zitternden Knien weiter. . . . „Woher wissen sie, wie ich heiße! . . . Ich kenne sie ja gar nicht! . . . Was haben sie nur zu reden? . . . Möchten sie nur nicht wieder in der Straße herumschwärmen, wenn ich zurückgehe! . . . Atemlos kam sie endlich an ihr Ziel und war weniger bei der Sache, als sonst. Der Lehrer mußte ihr mehrere mal Dinge erklären, die sich eigentlich von selbst verstanden, wodurch die Stunde sich über Gebühr ausdehnte. Als sie endlich wieder auf dem Heimweg war, vorsichtig um sich spähend, schien es ihr, als ständen an allen Straßenecken Schülergruppen und sie faßte kurz entschlossen den Voratz, vermitteltst eines großen Umweges, jede Gefahr zu vermeiden. Aber das Glück war ihr heute nicht hold, kaum bog sie in die einsame Gasse ein, durch welche sie in der Richtung der Lindenstraße gehen wollte, als sie einer bekannten Gestalt ansichtig wurde, die ihr eilig entgegentam. . . . Mademoiselle! . . . Entsetzt schlüpfte das Mädchen über den Fahrdamm in einen Hof und stand dort zitternd und durch einen Spalt der Pforte nach dem gegenüberliegenden Trottoir spähend. Und richtig. . . . Mademoiselle ging vorüber. Sie hatte ihren Schritt verlangsamt und schien Umschau zu halten, trat aber dann nach kurzem Zögern in ein Haus, dessen Tür sie hinter sich schloß. Anni eilte nun weiter, in ihrem Kopf den Gedanken herumwälzend, wie die Gefürchtete gerade in diesem Augenblick in diese etwas abgelegene Gegend gekommen sei. Und da fiel es ihr auch ein, daß Mademoiselle bei Tisch gesagt hatte, sie müsse noch vor dem Nachmittagskaffee einen Augenblick nach einer kranken „compatriote“ sehn und bäte Anna Swanowna, sie während einer Stunde zu vertreten. „Ja, das wars! Und gerade hier mußte die „compatriote“ wohnen! . . . Schrecklich! . . . Sollte nun Mademoiselle Anni erkannt haben! . . . Und, wenn sie über ihr Herumtreiben in den Straßen Rechenschaft ablegen sollte . . . dann konnte sie doch

nur schweigen, — denn die Wahrheit hätte sie nie über die Lippen gebracht, . . . sie wußte selbst nicht warum . . . Was tun! Was tun! . . . Klopfenden Herzens betrat sie die Pension und verfügte sich schnell in die Klasse, in welcher an den Schulaufgaben zum folgenden Tage gearbeitet wurde. Anna Iwanowna saß auf dem Platz der Klassendame und die Mädchen an ihren Pulten vor ihr. Alle Plätze waren besetzt, bis auf zwei; der ihrige und derjenige Josefes. Anni setzte sich schnell und entnahm die Bücher dem Behälter. Sie hätte so gerne ihre Freundin gleich gesprochen und ihr ihr Ungemach mitgeteilt, ehe Mademoiselle wieder kam . . . und nun war sie nicht da! . . . „Venchen“ flüsterte sie zu der vor ihr sitzenden Kameradin „wo ist Josefa, doch nicht etwa noch in der Klavierstunde?“ und diese gab ebenso leise zurück: „O nein, ihre Tante ist ganz überraschend heute Morgen aus Petersburg angekommen, wohl um sie abzuholen und hat eben aus dem Hotel nach ihr geschickt! Aber wo bist Du so lange geblieben? Mademoiselle war schon ganz aufgebracht, ehe sie von Hause ging!“ Anna Iwanowna hob in diesem Augenblick den Kopf und blickte über ihre Brille nach den Schwägerinnen, wodurch Anni der Antwort überhoben wurde . . . Nach einer halben Stunde klingelte es heftig und Mademoiselle trat in das Vorzimmer, von wo sofort erregtes Reden scholl. Bald darauf erschien sie, in der einen Hand eine kräftige Schnur, in der anderen Annis Jacke, Barrett und Zeichenmappe, die sie in der Hast und Aufregung auf einem Stuhl neben der Eingangstür hatte liegen lassen. Anni hatte für Unordnung schon ein paar mal ein weißes Plakat aus Pappe, mit einem darauf riesengroß gemalten Ausrufungszeichen an einem roten Bande um den Hals getragen und ein anderes mal, in derselben Weise ein „Parlez français“, als sie gar zu sorglos in der Muttersprache plauderte, aber die Strafe, die sie heute erwartete, war bei weitem schlimmerer Art. Mademoiselle faßte energisch den ganzen Packen, den sie trug, mit einer festen Schlinge zusammen und hängte ihn Anni auf den Rücken und verbot zugleich allen Mädchen ein Wort an sie zu richten, oder ihr Antwort zu geben. Anna Iwanowna hatte sich eilig davongemacht, denn sie fürchtete nichts mehr, als Szenen und mochte weder Strafen noch Klagen leiden. Tiefe Stille herrschte nun in dem Klassenraum,

denn die Kinder wagten kaum, eine Seite umzuwenden, geschweige denn eine Bemerkung zu machen, wenn Mademoiselle, wie heute „eine geladene Kanone“ war. Alide Limberg warf nur mißtrauische Blicke nach Anni und Lenchen Walter verbarg ihre Zornestränen hinter einem großen Buch. Saphire aber sicherte leise im Gefühl ihrer Günstlingschaft bei „Tante Bonjour“, wofür sie von Hella Bergmann mit böshaften Blicken bestraft wurde. So ging etwa eine halbe Stunde hin, da erschien Josefa in der Tür, rosig angehaucht von dem frischen Aprilwind und strahlend über das Wiedersehen mit dem „Mutterl“. Ihre Blicke eilten suchend über die Mädchen hin und blieben verwundert auf Anni heften, die stumm und empört auf ihrem Platze saß, den Kopf in die Hände gestützt und tief über ein Buch gebückt. Schon öffnete Josefa, näher tretend die Lippen, um eine Frage zu tun, als sie sich von Magda auf einen Sitz gezogen fühlte und diese ihr zuflüsterte: „Schweig nur jetzt, Josefa, schweig nur, bitte! Wenn Du fragst, schadest Du nur. Ich erzähle Dir hernach alles!“ So sank denn wieder die unheimliche Stille über das Gemach, nur unterbrochen vom Getrißel der Federn und Josefes Gemurmels: „Dös san Geschichten! Du mei, du mei . . . Is dös a Kreiz! . . .“ Endlich schlug die Uhr acht, das Abendessen war bereit und Mademoiselle löste schweigend den Kleiderpacken von Annis Schultern und erklärte die Strafe für abgebüßt, sah aber dabei so drohend aus, daß es den Kindern klar war: diese Sache hatte noch ein Nachspiel! In Tante Emilien's liebenswürdiger und ausgleichender Gegenwart gewannen sie aber ihre Heiterkeit wieder und ergingen sich, nach dem Essen, wie immer des Abends plaudernd und lachend oder spielend und tanzend im großen Saal. Nur Josefa und Anni saßen allein in der Fensterische und sprachen ernst und angelegentlich: „Und siehst Du“, schloß Anni ihren Bericht, dort in der kleinen Gasse hat Mademoiselle mich gesehen, ich bin fest davon überzeugt, . . . und nun hat sie sich mit Tante Emilie eingeschlossen und erzählt ihr, ich hätte mich in den Straßen herumgetrieben, anstatt aus der Stunde direkt nach Hause zu gehen . . . Tante Emilie wird ihr ja auch alles glauben, da ich ihr die Wahrheit nicht sagen kann!“ „Aber, warum halt nicht, Annerl? Meinst' denn, daß Tante Emilie nimma weiß, daß die

Anna Werner ein blitzsaubers Madel ist und daß die Bua auch Suckerl im Kopf haben? . . . Du bist viel brav, daß Du reißaus 'nommen hast! . . . I bin halt nit so! Das heißt, daheim in München hat's mich schon gefreut, wenn die Offiziere nach mir ausg'schaut hab'n und i bin halt immer gern an den Orten gewest, wo's nur so flirrt von Uniformen . . . aber hier! . . . o du mei, . . . die grauen Man'dln mit den paar blanken Knöpfen, die können mir gestohlen werd'n, und erst die Bua . . . nein! . . . aber i bin eben halt net so brav wie Du, das ist doch wahr! . . . Und nun hör', mein Annerl, ich will zu Tante Emilie und ihr alles sagen und auch, wie Du in der Gile Dein' Sachen hast im Vorzimmer liegen lassen, und daß die alte Hex' die Mademoiselle, sie Dir aufgebuckelt hat, als ob Du a Mad'l aus der Vorbereitungsclass' wärst!" . . . „Ach laß nur, Josefa, laß nur,“ erwiderte Anni, „es sind ja doch nur wenige Tage, dann sind die Ferien da und wir fahren Alle auseinander und vergessen die einfältige Geschichte!“ Aber Josefa ließ nicht mit sich reden und blieb dabei, daß sie Mittel und Wege finden würde, ganz sicher morgen Nachmittag Tante Emilie über die Wahrheit aufzuklären, ehe die böse Stunde nach dem Abendessen schlug, die Stunde der Abrechnung mit Tante Emilie, während welcher, wie die Kinder sagten, „jedes den Brei zu essen bekam, den es sich eingebrockt hatte.“ — Am folgenden Tage erkrankte Magda an einer Halsentzündung und mußte das Bett hüten. Es war still im Schlafsaal, nur ab und zu drang ein Laut aus den Klassen und dem großen Saal hinüber, obgleich die Tür nach dem Korridor offen stand. Langsam rannen die Stunden hin und die Kranke, die sich sehr langweilte, atmete auf, als nach dem Mittag das eine oder andere Mädchen eintrat, um sich zum Spaziergang zu rüsten. „Es wird Anni ordentlich „in die Bude regnen“, sagte Alide, während sie sich die Stiefel schnürte, „Tante Emilie kommt mir sehr ernst vor und Mademoiselle hat ihren „boshaften Tag!“ Begreifst Du übrigens, wie die Sache zusammenhängt?“ Magda schüttelte den Kopf und schwieg, worauf Alide fortfuhr: „Wenn sie doch wenigstens die Wahrheit eingestehen wollte, wo sie sich so lange herumgetrieben hat und warum sie schließlich mit dem weiten Umweg nach Hause kam! . . . Na, ich möchte nicht in ihrer

Haut stecken!“ Damit war Alide gegangen und es wurde wieder still im Hause; diesmal ganz still, denn die Mädchen waren alle auf dem Spaziergang mit Mademoiselle, und Tante Emilie schrieb in ihrem Zimmer, das auf demselben Korridor lag, wie der Schlaftsaal. Magda war eben ein wenig eingeschlafen, als der Ton der Hausglocke sie weckte und Josefa, die im Hotel bei dem „Mutterl“ gewesen war, eilig mit einem Packer in der Hand, eintrat: „Sit Tante Emilie drüben“ fragte sie hastig und fügte auf Magdas bejahende Antwort hinzu, „nun geh' ich aber 'rein und will ihr erzählen, wie sich's halt gestern Alles zugetragen hat und wie die Mademoiselle all'weil red't von Anni und von mir . . . Die Saphire, der Frazen, kann tun, was sie mag . . . alles ist recht, aber wir . . . wir! . . .“ „Wir schielen nach den Buben, wir laufen ihnen nach, wir sind halt schuld, daß sie hier vor der Tür rumstehn, daß neulich die Blümle auf der Trepp' gelegen haben und daß irgendwer in der Nacht unter'm Fensterl das Lied von einem Schazerl gesungen hat . . . o du mei . . . immer das Annerl und i! . . .“ „Josefa, ach liebe, teure Josefa“ flehte Magda, sich in den Rissen aufrichtend, tu es nicht, sei nicht so dreist . . . red' nicht so viel! . . . Du machst die Sache viel schlimmer, als sie schon ist, bitte, bitte, liebe Josefa!“ „Ach Du Hasenfüßle, Du braves! . . . Laß mich nur . . . I tu schon nix, als einmal gründlich die Wahrheit sagen, gelt! . . . Das gibt nacha ein frisches Lüsterl, wie wenn das Wetter hinter die Berg' 'zogen ist! . . . Und nun, b'hüat Di Gott!“ — Magda rang die Hände und sah ihr nach, wie sie nach leisem Klopfen, ohne die geringste Bangigkeit bei Tante Emilie eintrat, die Tür hinter sich nur anlehnd. Zuerst hörte Magda nur ihr eigenes Herz klopfen, aber allmählich vernahm sie auch Josefäs eigentümlich klingendes Organ immer lebhafter und lauter und manches Wort wurde ihr verständlich, während Tante Emilien's Stimme aus der Tiefe des Zimmers kommend, kaum bis zu ihr drang und ihr der Sinn ihrer Reden verborgen blieb. „Bitt' schön, Tante Emilie, bitt' schön!“ hörte sie Josefa sagen und dann ganz deutlich: „. . . die Anni Walter und die Josefa Möllenhuber sind aber blißsaubre Madel, . . . da kann keiner was dafür . . . und die Leut find halt net blind!“ . . . Magda drückte die Hände

auf die Ohren und jammerte innerlich: „Sie ist wahnsinnig geworden! . . . Wie kann sie nur!“ . . . aber dann nahm sie doch wieder die Hände von den Ohren, gerade wie Josefa laut ausrief: „Aber Tante Emilie, ich weiß doch schon lange, nach wem die Buben ausschau'n! I bin halt net so brav, wie die Anni, die mir merkt, bis sie's gestern g'hört hat!“ Magda zitterte förmlich vor Angst, obgleich sie nicht hören konnte, was Tante Emilie antwortete und wäre am liebsten taub gewesen, als Josefa unbekümmert fortfuhr: „Mademoiselle mag nun schelten und schimpfen, wie viel sie will, unschuldi sind wir, d' Anni und i, aber der liebe Gott da drobi ist schuld, gelt, . . . er hat die schönen Madln gemacht, . . . und schöne Madl'n sind sie, d' Anni und die Josefa!“ In diesem Augenblick ertönte Tante Emilie's Stimme laut und ganz nah und die Thür ihres Zimmers wurde heftig geschlossen. Magda aber kroch unter die Decke und wagte noch kaum sich zu regen, als die Mädchen vom Spaziergang heimkehrten. — Im Laufe des Nachmittages erfuhr sie gar nichts von den Folgen der bösen Unterredung und erst am Abend huschte Lenchen an ihr Bett, um ihr Nachricht zu bringen: „Von dem frischen Lüfterl“ sei nichts zu spüren, — Mademoiselle sei die lebendige Wetterwolke und Tante Emilie unnahbar. Josefa mache einen kleinlauten Eindruck, packe ihre Sachen und sage dabei mitunter vor sich hin: „O du heil'ger Nepomuk, o du mei, o du mei!“ Anni aber sei bisher noch nicht vor Gericht gewesen und man fange an zu hoffen, sie käme mit der Strafe für die Unordnung davon und ihr langes Ausbleiben würde nicht berücksichtigt werden . . . Alle Mädchen seien darin einig, es sei ein großes Glück, daß morgen Alles auseinanderfahre, und man auf diese Weise aus dieser Gewitterchwüle in normale Verhältnisse käme, wo man wieder frei atmen könne!“ Niemand lag dieser Gedanke näher, als Anni selbst. Sie zählte förmlich die Minuten, bis zum Zubettgehen und lag dann noch stundenlang mit sehnsüchtig wachen Augen da, der Herbstnächte gedenkend, in denen sie mit heimwehkrankem Herzen nach dem Monde geblickt hatte. Heute brauste ein weicher Aprilwind in den Linden, ab und zu einen leichten Regenschauer an die Scheiben treibend und in den Straßenlaternen klappernd, die flüchtige, unstäte Lichter in das große Gemach warfen. Überall auf Tischen

und Stühlen standen halbgepackte Koffer und Handtaschen, während hier und da verschiedenartige Toilettengegenstände, Bücher und Päckchen herumlagen. Alles deutete auf einen allgemeinen Aufbruch! Mit einem Seufzer der Erleichterung betrachtete Anni diese Zeugen der Reisevorbereitung und schloß endlich mit dem angenehmen Bewußtsein ein, daß in den nächsten vierzehn Tagen niemand mißtrauisch ihre Schritte kontrollieren, noch ihrem Tun und Treiben nachspüren würde.

### VIII.

## Die Heimkehr.

Ostern war spät im Jahr und der Frühling zeitig gekommen! So schien denn eine warme Aprilsonne aus blauem Himmel in die Fenster der Pension an der Lindenstraße, als der Sonnabend vor Palmsonntag, der so viel glückliche Kinder zu den Ferien nach Hause führt, freundlich und verheißungsvoll anbrach. Da aber diesmal eine Anzahl von Mädchen die Feiertage nicht in dem Vaterhause verbringen konnten, herrschte keine so laute Fröhlichkeit beim Ankleiden, wie etwa beim Abreisetage vor Weihnachten oder gar vor Beginn der Sommerferien, wo auch die Allerentferntesten in die Heimat eilten. Die „Kolonistmädchen“ lagen noch alle in den Betten, denn für sie gab es selbstverständlich keine Abreise und Seraphine weinte sogar vor Aerger, daß ihr heute, durch den Aufbruch der Kameradinnen, der längere Morgenschlaf, ihre „einzige Freude“ der Ferien gestört war. Auch Alide saß verdrießlich auf dem Bettrand, denn auch für sie gab es kein Fortfahren, da die Brüder zu Hause am Scharlach darniederlagen und sie der Ansteckung nicht ausgesetzt werden sollte. Es war auch weniger der Umstand, daß sie die Ihrigen nicht wiedersehen sollte, der sie verstimmte, sondern vielmehr die Enttäuschung darüber, daß sie nun nicht all' die Veränderungen im Heimatörtchen miterleben durfte, die im Winter stattgefunden hatten und von denen die Mutter ihr eingehend Mitteilung machte. Da war vor allen Dingen der neue Doktor, der ja zum Unglück,

nur noch wenige Wochen blieb, weil der alte, wieder leidlich hergestellt, im Mai in seinen Wirkungskreis zurückkehren sollte, der neue interessante Doktor, der nun täglich auf der Poststation aus und ein ging um die albernen Bengel, die Brüder, zu behandeln, die doch wahrhaftig lieber hätten an einer gründlichen Influenza erkranken können, um ihr die Möglichkeit zu geben, sie zu pflegen, statt hier in gesicherter Entfernung vor der Ansteckung zu „tranen“. Und die Müllerschen Mädchen, die wären ja vor Meid blau und grün geworden, wenn sie, Alide, täglich auf so natürliche und ungesuchte Weise mit Doktor Armstedt Umgang gehabt hätte, ja . . . , und wahrhaftig, sie konnte sich in ihrer blauen Bluse auch sehen lassen, wenn sie auch nicht aus Seide war, denn jedenfalls saß sie gut und solche kleine, dicke Trulle, wie die Müllerschen Mädchen, war sie noch lange nicht, sondern groß und schlank, mit prächtigen, rotgoldenen Haaren! . . . . Und dann . . . . bei Verwalter Martinjen in Waldhof war jetzt bei den Kindern eine richtige Gouvernante, ein sehr nobles junges Mädchen, das sogar ein paar Jahre in der Hauptstadt bei feinen Leuten gedient hatte und zu den Osterferien nicht nach Hause fuhr. . . . . Ach, die hätte Alide so gerne kennen gelernt! . . . . Mama schrieb fast in jedem Brief, wie genußreich es wäre mit Fräulein Pihlberg zu verkehren und wieder einmal nach Herzenslust über Menschen, Dinge und Verhältnisse zu reden, von denen hier in der Provinz kaum jemand eine Vorstellung habe. . . . . Ach, und außerdem gab es doch so Vieles, was man sich so gerne daheim angesehen hätte: . . . . Den kleinen Jungen im Forsthaufe, von dem so viel die Rede war . . . . und das neue „Atelier“ der Miinepuu, wo neuerdings zwei Gehülffinnen mit der bewährten Kleiderkünstlerin die Frühlingsgarderobe der ganzen Umgegend zurechtshneiderten. Mama schrieb, die Frau Försterin sehe nun so wohl aus und habe zugenommen und die Miinepuu hätte alle Hände voll zu tun, um ihre Kleider zu erweitern und zu modernisieren. Das violette, feine, das Frau Werner immer zu festlichen Gelegenheiten trug, sei durch eine eingestickte Weste sehr schön geworden, fast wie neu, und auch ihre Sommerkleider seien neu erstanden, viel chickvoller, als früher, denn die Miinepuu halte jetzt auch „die große Modenwelt“. Ferner war Waldhof wieder einmal bewohnt

und die junge Gräfin Lilli, mit welcher Alide ein Jahr im Pastorat den Unterricht geteilt hatte, wurde auch auf vierzehn Tage bei ihren Eltern erwartet! . . . Am Ostersonabend gab es allemal großes Eierfärben im Pastorat, dort käme sie sicher mit Lilli zusammen, mit der feinen, vornehmen Lilli, die im Deutschen leise schnarrte, als spräche sie französisch und gewiß prächtige Pariser Toiletten trug! . . . Es war wirklich zum Verrücktwerden, daß sie in der Pension bleiben mußte! . . . „Alide, Du starrst ja ein Loch in die Diele“, rief plötzlich eine übermütige Stimme neben ihr, und eine kühle Hand, noch feucht vom Waschen, legte sich ihr über die Augen. Aber im Nu hatte sie auch einen tüchtigen Klaps weg und Irene Franke, ihre Inhaberin, sprang erschreckt zur Seite: „O je, o je, die hat wieder ihren Koller! . . . Kinder, geht ihr nicht in die Nähe!“ . . . Im allgemeinen Lärm aber achtete Niemand weiter auf die Weiden, denn die Vorbereitungen zum Aufbruch nahmen alle Gedanken in Anspruch. Unter den Zurückbleibenden waren diesmal auch die Zwillinge Magda und Lenchen Walter, deren Abreise um mehrere Tage hatte verschoben werden müssen, weil Magda sich noch nicht von ihrer Erkältung erholt hatte und sogar abends noch fieberte. Sie saß eben aufrecht in ihrem Bette und sah mit Interesse zu, wie Anni, mit Lenchens Hülfe ihren Koffer zuschnallte. — So, nun war alles gepackt und Anni hatte sich schon sogar das Ledertäschchen für das Geld und das Bahnbillet umgehängt und Lenchen blickte in den Tumult hinein, ob sie nun nicht wo anders zugreifen konnte. — Dort rechts am Fenster stand ein offener Handkoffer auf der Diele, aus der eine prächtige, duftige Ostertoilette quoll, dort wollte sie ein wenig nachhelfen, denn das Kleid war ungeschickt zusammengelegt und mußte auf diese Weise verdrückt werden. Noch hatte sie aber keine Zeit gehabt, sich dem Schauplatz ihrer neuen Tätigkeit zu nähern, als Kätschen Wiese, von Milchen Krause verfolgt, angerannt kam, stolperte, und mit einem Aufschrei in den offenen Handkoffer fiel. Aergerlich und den Tränen nahe, stürzte nun Frieda Reimer, welcher das Gepäckstück gehörte, und die abseits in ihrer Kommode gekramt hatte, herbei und riß das kleine, dicke Mädchen, das heulend auf dem zarten Kleide saß, in die Höhe, während Milchen wohlweislich das Weite gesucht hatte und

bereits im zweiten Schlassaal verschwunden war. Jetzt gab es Arbeit genug für Lenchen. Rätchen hatte sich am Schloß des Handkoffers ihre nackte Wade zerrissen und am Kopfe auf rätselhafte Weise eine Beule geschlagen. Da galt es trösten und mit kaltem Wasser kühlen, bis die Kleine in Anbetracht dessen, daß sie schon in wenigen Stunden ihre Ferienreise antreten sollte, sich die Tränen schneller trocknete, als gewöhnlich bei ähnlichen Anlässen und ganz fröhlich davontief, um ihre Toilette zu vollenden. In der Fensternische hockten indessen Alma Hedderfson, Aline Hollberg und Irene Franke im Kreise um Rosa Solinger, die einen Brief ihres Bruders vorlas. Der Bruder war Student und trug auf seinem krausen Haar eine grüne Mütze mit weiß-violettem Rande. Hielt er sich hier in der Stadt auf, was gar nicht selten vorkam, so erschien er regelmäßig in der Pension, um seine Schwester zu besuchen, die dann ganz allein mit ihm im Salon saß, es aber immer verstand so einzurichten, daß ihre Freundinnen ihn zu sehen bekamen und seine schneidige Erscheinung bewundern konnten.

Dem Bruder aber erzählte sie mit Vorliebe, wie die Mädchen nach ihm guckten und ihn bewunderten, so daß am Ende, obgleich sie nie mit einander redeten, sich gewisse Beziehungen zwischen dem lustigen Studenten und den Pensionismägdelein knüpften und seine Briefe mehr an die Allgemeinheit, als an Rosa im Besonderen, gerichtet waren. Kein Wunder also, wenn die Hauptbewundererinnen des „schönen Theodor“ seinen schriftlichen Auslassungen voll Interesse folgten und erst wieder in die Wirklichkeit zurückkehrten, als Rosa, den Brief zusammenfaltend sagte: „Ja, also, nun muß ich machen, daß ich auf den Bahnhof komme! In Dorpat treffe ich ihn dann!“ „Auf den Bahnhof!“ Welch ein Wort voll Erwartung und Seligkeit am ersten Ferientage! Alma, Aline und Irene hatten darüber auch im Augenblick „den schönen Theodor“ vergessen und begannen eifrig ihre letzten Reisevorbereitungen zu machen. Der Schlassaal hatte sich bereits fast ganz geleert und außer Alide Limberg, die sich langsam und verdrossen anzog, waren nur noch die Blumentals da, die immer noch in den Betten lagen und Magda und Lenchen Walter. Schneller als gewöhnlich war die Morgenmahlzeit beendet, denn

die lange Tafel war nur halb besetzt, da bereits mehrere Mädchen, unter ihnen Josefa Wöllenhuber, am Abend vorher abgereist waren. Bald war auch das Abschiednehmen vorüber und, ehe sie recht zur Bestimmung kam, befand sich Anni im Eisenbahnzuge, der langsam aus der Halle fuhr. Der Wagen war stark besetzt und sie saß in ihrem Abteil unter lauter Fremden. An den Fenstern standen dicht gedrängt kleine Kinder, die mit ihren Hüten die Aussicht so vollständig versperrten, daß Anni zuerst nur die verschiedenen Türme der Stadt und später nichts als Gipfel von Tannen und noch ganz unbelaubte Kronen anderer Bäume auf dem lichten Frühlingshimmel vorübergleiten sah. Eine Weile saß sie ganz benommen da, gerade so, wie einstmals ein Stieglitz, dem sie die Freiheit geschenkt hatte und der sich nicht getraute in die weite Welt hinaus zu fliegen. Ja, nun lagen die engen Stadtmauern hinter ihr, nun hatte sie den Zwang der Pension abgeschüttelt, die Bücher mit dem trockenen Wissen in die Schiebladen gepackt und ihr altes flottes Lodenhütchen aufgesetzt, — ja . . . nun war der, eine zeitlang so heiß ersehnte, dann fast gefürchtete und jetzt doch wieder willkommene Tag der Heimkehr da! . . . Sinnend blickte sie hinaus nach den zarten Wolken am Himmel und dem vorüberhuschenden grauen Geäst. . . . Dann griff sie in ihr Reisetäschchen, entnahm ihm Vaters Brief, den sie vor einigen Tagen erhalten hatte und vertiefte sich noch einmal in seinen Inhalt. Vater hatte ihr vorher nur einmal im Leben geschrieben, damals vor Weihnachten, jene bedeutungsvollen Zeilen, die eine so gewaltige Veränderung in ihrem Leben bezeichneten und es hatte sie fast wie ein Schreck durchfahren, als sie wieder seine kräftige Handschrift auf dem Briefumschlag sah, statt der bekannten, zierlichen der Mutter. Aber diesmal stand nichts von dem kleinen Frikchen auf dem Papier, sondern nur liebe Worte des Willkommenens und zum Schluß ein kleiner Fahrplan: „Also um ein Uhr bist Du in B“ las Anni aufmerksam „und fährst von dort mit den Postpferden die Dich erwarten werden bis nach Johannis, wo Du etwa um Vier eintreffen mußt. Dein Gepäck laß nur auf der Veranda der Poststation stehen, denn da die beiden Limbergschen Jungen den Scharlach haben, wünsche ich nicht, daß Du das Innere des Hauses be-

trittst . . . und dann lauf nur zu Fuß nach Hause. Auf der Bank, wo wir so oft zusammen vom Tannenhügel aus nach der Kirche geblickt haben, erwartet Dich Dein überglücklicher Vater.“ Also heute, nach wenigen Stunden schon, sollte sie in ihrem lieben Walde an Vaters Seite auf der alten vertrauten Bank sitzen! . . . war's möglich! . . . war's nicht ein Traum?! . . . Und sie vertiefte sich immer mehr in diesen Gedanken! . . . Sie malte sich alle Einzelheiten des Wiedersehens und der köstlichen Stunde im Walde aus, ihr war schon, als hörte sie die Finken schlagen, als atmete sie schon den Duft des feuchten Mooßes und sähe ihren Vater vor sich in der grauen Toppe mit den grünen Aufschlägen und mit dem wettergefärbten Filz auf dem krausen Haar. Aber weiter als bis zur Bank auf dem Tannenhügel kam sie in ihren Träumen nicht! Es war, als müßte dieses Wiedersehen die ganzen Ferien hindurch dauern und, als gäbe es nichts anderes, das ihrer wartete. — Und die wenigen Stunden, die sie von B. trennten waren darüber verflogen! Dort erschienen schon die geschmückten Giebel des kleinen, ländlichen Bahnhofes! . . . Nun galt es, das Köfferchen aus dem Netz heben . . . und dann ging es hinaus in Gottes freie Welt. Auf dem kleinen Perron gab es Gedränge und Tumult, aber es gelang Anni schnell, den für sie bestimmten Wagen zu finden. Im Nu saß sie oben auf dem hohen Sitz und mit hellem Glockenklang ging die Fahrt vor sich.

Ja, es war Frühling geworden! Anni atmete selig den Duft der feuchten Erdschollen und fühlte an ihren erhitzten Wangen den kühlen Aprilwind. An den Grabenrändern sproßte der Rasen und an den blauen Frühlingssäffern blühte der goldgelbe Kranz der Ruhblumen, saftig grün dehnte sich die Winterfaat am Wege und darüber jubelten die Lerchen im Lichtmeer, silberne Käzchen hingen an den Weiden am Zaun und über all der neuerstandenen Pracht stand die strahlende Sonne, als schaue sie selbst bewundernd auf ihr Werk und riefe der Menschheit zu: „Nun muß sich alles, alles wenden!“ „Nun muß sich alles, alles wenden“ klang es auch in Annis Herzen nach und je näher sie der Heimat rückte, um so weiter hinter ihr versank all' das Leid und die Bitterkeit des vergangenen Winters, — ja, sie

begann sich ihres törichten Kummers und ihrer brennenden Eifersucht zu schämen und sich zu wundern, daß sie ihr unschuldiges Brüderlein fast gehaßt und ihren lieben Eltern so grundlos gegrollt hatte und je mehr sie sich versöhnlichen und freundlichen Gedanken hingab, um so leichter wurde ihr Herz und um so strahlender, blickte sie in den Frühlingstag hinaus. Wie dem „eisernen Heinrich“ im Märchen erging es ihr, dem die eisernen Banden vom Herzen fielen mit metallischem, hellem Klängen, so daß der Herr im Wagen seinen treuen Diener fragte: „Heinrich, Heinrich, was bricht?“ Und der antwortete: „Nichts, lieber Herr, es fiel nur ein Reifen von meinem Herzen!“ Und wunderbar! nun, wo sie wieder frohen Sinnes ihres Vaterhauses gedachte, erschien ihr auch die Pension in weniger düsterem Lichte und sie begann sich allerlei fröhliche und drollige Ereignisse in's Gedächtnis zurückzurufen, an denen sie im Winter so achtlos vorübergegangen war. Sie gedachte der gemütlich heiteren Sonnabend Abende an denen Tante Emilie so schön vorgelesen hatte: „Zopf und Schwert“ und „der Prinz von Homburg“ „Wilhelm Tell“, „die Gouvernante“ . . . und bedauerte es nun, nicht aufmerksam gefolgt zu sein, sondern diese genußreichen Stunden mit selbstquälerischem Grübeln hingebracht zu haben. Auch, die mit den Kameradinnen erlebten, kleinen Streiche und Abenteuer, fielen ihr ein. Es war doch zu komisch gewesen, als Aline Hollberg und ihre speziellen Freundinnen „nachts um die zwölfte Stunde“ bei ihrem großen, mit dichterischen Ergüssen gewürzten, Wursteissen von Mademoiselle ertappt worden waren: Irene Franke hatte gerade im Bett aufrecht stehend deklamiert:

„Ihesus, in der Pracht der Waffen,  
 „Hermes, mit dem Flügelschuh,  
 „Gros, hold im Schmuck der Locken,  
 „D, nicht Einer ist wie Du!  
 „Du bist mehr, als Griechenhelden,  
 „Du . . . .

baug, — da war die Thür aufgesprungen und die Gefürchtete auf der Schwelle erschienen, die brennende Lampe in der Hand, so daß die Gruppe der Dichterinnen, die eben noch in dem dämme-

rigen Schimmer der Straßenlaterne, in den verschiedensten Genüssen geschwelgt hatte, auseinander und in die Betten fuhr. Glücklicherweise war von den, durch Aline Hollberg eingeschmuggelten, Würsten nichts bemerkt worden und, als Mademoiselle nach obligatem Donnerwetter sich wieder zurückzog, konnte der Schmaus, immerhin mit großer Vorsicht fortgesetzt werden, wenn auch der dichterische Schwung soweit verflogen war, daß der „Hymnus auf den „schönen Theodor“ im Keim erstickte. Leise wurde nun getuschelt und gefächert, so daß Anni darüber einschliefe. Nach einer Zeitlang erwachte sie aber wieder und erfuhr nun, zwei Würste seien, trotz alles Suchens, nirgends zu finden und es bliebe nichts anderes übrig, als die Magd in's Vertrauen zu ziehen und sie ihr zu versprechen, wenn sie reinen Mund hielt. — Ja, dieses nächtliche Abenteuer war wirklich sehr spaßhaft gewesen! . . . Und dann der Tag, an welchem den Kolonistenkindern die Winterhüte ausgesucht wurden! . . . Zwei Putzmacherinnen waren erschienen, jede mit einer großen Anzahl von Pappschachteln beladen, und dann ging es an's Probieren im Beisein von Tante Emilie und Mademoiselle. Zuerst stand Miluscha Kramer vor dem großen Spiegel im Saal und ließ sich gleichgültig einen Hut nach dem anderen aufsetzen. Sie machte sich nichts aus der Mode, sondern liebte nur Kopfbedeckungen, die möglichst männlich ausfahen und war daher auch schnell befriedigt, als Tante Emilie ihr ein Pelzbarett kaufte, das auch ein Junge hätte tragen können. Schwieriger lag die Sache schon mit Claudia Goldhammer, die für ihren dunklen Kopf etwas leuchtend Farbiges wünschte und schon ihr Augenmerk auf einen prächtigen, roten Rembrandthut mit kühn aufgeschlagener Krempe, gerichtet hatte. „Nein, gutes Kind,“ sagte aber Tante Emilie, „dieser Hut ist erstens viel zu auffallend und zweitens viel zu teuer. So etwas kannst Du einmal tragen, wenn Du erwachsen bist. Nun wollen wir etwas Schlichtes aussuchen!“ Da stand nun Claudia Goldhammer mit langem Gesichte vor dem Spiegel und ließ sich verschiedene Hüte aufsetzen, ohne eine Silbe zu sprechen, bis Tante Emilie einen ausgewählt hatte, den die Putzmacherin „fürchtbar nett“ fand, und ihn bei Seite legen ließ. Jetzt trat Olympia Blumental vor, während Claudia Goldhammer entlassen wurde

und schluchzend in den Schlaftaal eilte. Olympia war sehr häßlich, bis auf ihre großen, freundlichen Augen. Sie sah ungerne und scheu in den Spiegel und sagte sofort beim ersten Hut: „Ach, bitte, Tante Emilie, darf ich diesen behalten, er ist gewiß sehr gut,“ und verschwand eilig, als er gleich für sie zurückgestellt worden war, froh so schnell den musternden Blicken ihrer Genossinnen entkommen zu sein. Nun folgte Mascha Blumental ein zartes bleiches Mädchen, dem Tante Emilie gerne eine warme Fellmütze angeschafft hätte, aber Mascha fand, sie müßte ihren Hut im Nacken tragen, damit er sie kleide und die Wahl wurde dadurch recht schwer: Sowie Tante Emilie ihr sorglich eine weiche, warme und möglichst große Kopfbedeckung über die Ohren zog, schob sie sie energisch auf den Hinterkopf, ihr Profil dabei im Spiegel prüfend, was jedesmal bei den interessiert zuschauenden Pensionärinnen helles Lachen zur Folge hatte. Am Ende wurde Tante Emilie aber ungeduldig und entschied sich kurz für eine warme Mütze, worauf Mascha verdrießlich abzog. Darauf trat Flora Blumental an, die schon eifrig in die Pappschachteln gespäht und voll Interesse dem Probieren zugesehn hatte. „Den möchte ich gerne“, rief sie schnell entschieden, indem sie einen der Hüte bezeichnete; aber nachdem sie ihn vor dem Spiegel aufgesetzt hatte, fügte sie ebenso schnell hinzu: „Ach nein, seht doch, er paßt mir gar nicht, vielleicht nehme ich den größeren . . . aber der fällt mir auf die Nase . . . oder die braune Fellmütze dort. . . . Ach wie heiß, nein, das geht auch nicht! . . . Dort das Tuchbarett mit dem Gänseskiel, . . . nein, mein Gesicht ist zu rund für solch eine Kopfbedeckung . . . Tante Emilie, was fange ich an, ich finde nichts für mich!“ . . . So war es eine ganze Weile gegangen, bis die Wahl doch auf den ersten Hut fiel. Als letzte wurde Saphire aufgerufen. Sie war die ganze Zeit still, an Mademoiselle geschmiegt den Vorgängen gefolgt und schlug nun ihre großen schwarzen Augen zu ihr auf, indem sie flüsterte: „Die weiße Fellmütze, tante Bonjour, die ist für mich, ja?!“ Aber Tante Emilie schüttelte gleich energisch den Kopf und sagte: „Mein Kind, weißes Fell ist zu unpraktisch; es muß, um hübsch zu sein, sehr häufig gereinigt werden, was jedesmal Geld kostet. Freilich, was Warmes muß Du jedenfalls haben, damit Du nicht,

wie im vorigen Winter, so viel an Ohrenentzündungen leidest“. Mademoiselle meinte zwar, man könnte die Mütze auch zuhause mit heißem Mehl reinigen, aber Tante Emilie blieb fest und nun mußte Saphire, vor dem Spiegel stehend, Anproben machen. Dabei wurde ihr Gesicht immer länger und länger, ihre Bewegungen immer trotziger und ungezogener und schließlich warf sie sogar einen Hut, der ihr zu klein war, mittelst einer schnellen Wendung des Kopfes, auf die Diele. Da faßte aber Tante Emilie sie energisch am Arm und setzte ihr eine über den Ohren geschlossene Haube auf und sagte: „Diese warme, gute Mütze sollst Du haben und nun geht wieder Alle an eure Arbeiten!“ — Das war zuviel für Saphire; sie erhob ein gellendes Geheul und schrie dazwischen: „Ich will nicht wie eine Vogelscheuche aussehen, . . . wie ein Wachweib . . . ganz wie die Tochter vom Hausaufseher . . . wie eine alte Jungfer . . . wie die alten Tanten in der Kirche . . . wie . . . wie . . .“ Allmählich war der Lärm verhallt, denn Tante Emilie hatte sie energisch mit sich gezogen und sie für den Rest des Tages eingesperrt. — Noch abends im Bett hatten die Mädchen heimlich über die „Hutwahl“ gelacht. Aber Saphire, allerdings im Gesicht ganz gedunsen von den vergossenen Tränen, doch sonst schon leidlich gefaßt, hatte im Bett an etwas Leckerem geknabbert. „Mademoiselle wird ihr wohl zum Trost für die „Capote“ einen Pumpernickel geschenkt haben! Natürlich!“ So hatten die Kinder gesagt. — Und je weiter Anni sann, um so mehr bunte Bilder aus dem vergangenen Winter tauchten vor ihrem inneren Auge auf. . . . Es war doch auch drollig gewesen, wie durch Frieda Herrmann's Ungeschicklichkeit eines Sonntags ein großer Spritzer von roter Sauce auf dem blütenweißen Tischtuch entstand. Alle Mädchen hatten erschreckte Blicke auf Tante Emilie und Fräulein Meyer geworfen, aber Käthchen Wiese rief fröhlich, mit verklärtem Gesicht, den Fleck betrachtend: „O, ganz wie die Halbinsel Malacca! . . .“ Anni fuhr ordentlich auf aus ihren Träumen, als der Wagen plötzlich hielt. Ein langgestrecktes, mit Stroh gedecktes Gebäude lag hart am Wege, der „Hahnenkrug“! Nun sollten die Pferde verschnaufen. Der Kutscher stieg vom Bock und watete durch den Straßenschlamm nach dem Eingang, um sich durch einen Trunk zu stärken

und Anni sah inzwischen nach den Hühnern, die vor der kleinen Veranda in der Erde kratzten. Der bunte Hahn warf sich stolz in die Brust und krächte mit gellender Stimme in den hellen Tag hinaus und aus der geöffneten Stalltür klang das Grunzen der Schweine. Sonst Stille weit und breit. — Nach kurzer Pause ging die Reife weiter. Gebeugt saß der Postillon auf seinem harten Sitz und berührte die Pferde abwechselnd mit der Peitschenschmür, um ihren Gang in gleichmäßigem, gemüthlichem Trott zu erhalten, eintönig klangen die Glocken dazu und die Räder wühlten sich knirschend durch das aufgeweichte Erdreich. Die Gegend wurde waldreicher, die Gehölze seltener und die braunen Aecker, über denen die Lerchen schwebten, blieben immer weiter zurück.

Annis Gedanken kehrten noch einmal in die Pension zurück. Es fiel ihr noch ein, wie hübsch die Sonntagabende gewesen waren mit ihrem fröhlichen Tanz oder Gesang. Milchen Krause war immer dabei zu spielen, was es auch sei, Tänze oder Lieder. Und die zweite Stimme zu singen war ihr eine Kleinigkeit. Wie hübsch hatte doch der helle Mädchenchor geklungen! Aber Anni genoß alles eigentlich erst heute; damals war es ihr immer so weh ums Herz, wenn sie die alten Volkslieder hörte, — sie erinnerten zu sehr an die traulichen Abende im Forsthaus, wo die Mutter sie zu spielen pflegte. — Aber nun, nach Ostern, sollte alles anders werden“, sagte Anni sich wieder und wieder. Heiter wollte sie sein, wie die Anderen und es sollte nie mehr in der Pension von ihr heißen: „Noorherra“ ist zu nichts aufgelegt, so'n Sauertopf!“ Und plötzlich sah sie auch Josefa's dunkle Augen vor sich, wie sie sie bei ähnlichen Anlässen fragend angesehen hatten: „Annerl, was ist? Böj' Wetter halt?“ . . . Josefa, die liebe, mit dem warmen Herzen! Ihr war es immer gelungen, Annis düstere Gedanken zu verscheuchen, wie die Sonne durch dunkles Gewölk brechend, die Kraft hat eine weite Landschaft in Licht zu baden. Josefa, mit dem leisen ungewollten Einfluß, dem Anni sich so wenig hatte entziehen können, daß sie heute, hier unter dem blauen Frühlingshimmel, so ferne schon von ihr, immer tiefer versuchte ihr eigenes Wesen zu durchdringen, um die Stelle zu finden, wo etwas Neues begonnen hatte zu wachsen, etwas Unbekanntes, Fremdes und doch etwas, das sie bereicherte! Josefa,

die gute, die hülfreiche! Wie würde sie ihr fehlen, wenn sie wieder in die Pension zurückkehrte!

Inzwischen rückten die Wälder immer näher und näher an den Weg und nun erklimm der Wagen langsam eine Anhöhe. Von hier sah man weit hinaus . . . und dort, dort . . . lugte ein Kirchturm über die bläulichen Wipfel, . . . der Turm von St. Johannis. Annis Herz begann zu klopfen und sie kehrte mit ihren Gedanken ganz in die Gegenwart zurück. — Jetzt war es ja nicht mehr allzuweit bis nach Hause! Dort an der Biegung unten kam der Fluß aus dem Walde und dann ging's abermals bergauf. Immer prächtigere Bäume traten an den Weg, . . . Schneisen zogen sich nach rechts und links über den Weg . . . es sah hier alles gepflegt aus! Natürlich, das war ja schon Waters Revier, der neben anderen Bewirtschaftungen auch die Pflege des Heidenhof'schen Forstes übernommen hatte. Endlich, endlich stand der Grenzpfahl mit der Inschrift „Waldhof“ am Wege und nun kannte Anni jeden Stein und jeden Strauch! Nichts hatte sich aber auch geändert, alles grüßte vertraut und lieb! Jetzt nur noch eine Biegung des Weges und da erschien schon das rote Dach der Poststation und ehe sie recht Zeit gehabt hatte sich zu besinnen, hielt auch schon der Wagen vor der Thür. Leichtfüßig sprang sie zur Erde, stellte ihren Koffer auf die Veranda, reichte dem Postillon sein Trinkgeld und eilte davon. Einen Augenblick machte sie noch Halt auf der Brücke, um das Wasser zu bewundern, das in blauen, silbernen und goldenen Strahlen über das Wehr gestürzt kam und zwischen den Pfeilern hindurch brausend, das Ufer mit weißem Schaum behing. „O, wie schön, wie schön, dieser bekannte donnernde Laut und das Gefühl, als zöge man mit der Brücke stromaufwärts, wenn man den Blick in die strudelnde Tiefe richtete!“ Aber es galt vorwärts eilen . . . wartete doch Vater auf dem „Tannenhügel“! . . . Sie bog von der schlüpfrigen Straße ab, auf den, fast immer trockenen, tannennadelbestreuten Weg, der zum Forsthaus führte und lief ihrem Ziel entgegen. Atemlos hielt sie endlich vor der letzten Wendung inne, . . . noch einige Schritte und dort hinter den jungen Tannen, ganz nahe, stand die Bank! Durch die Zweige wollte sie einen Blick auf Vater werfen, wie er dort saß und auf sie wartete, — ehe sie

hervortrat und er ihrer gewahr werden mußte. Vorsichtig schlich sie bis hart an das Geäst, leise bog sie die harzigen Zweige auseinander und streckte ihren Körper so weit, als möglich vor. . . . Ihre Augen spähten hinüber . . . jetzt, jetzt konnte sie deutlich sehen . . . ! die Bank . . . die Bank war leer! . . . Starr vor Schreck blieb sie stehen, und als traue sie ihren Augen nicht, blickte sie noch einmal durch die Lücke zwischen den grünen Nadeln hinüber: . . . Die Bank war leer! . . . Da stand sie sonnenbeschienen auf dem grünlichen Waldboden und wie ein leichtes, violettes Netz lag der Schatten der Nester über ihr. Nirgend's war ein Mensch zu sehen und kein anderer Laut, als Vogelgesang traf Anni's Ohr. — Sie verharrte ratlos auf ihrem Platz. Diese Enttäuschung hatte sich ihrer bemächtigt, aber dann sagte sie sich doch: „Ich bin nicht langsam gefahren und schließlich fast die ganze Strecke gelaufen . . . Vater kann mich nicht so früh erwarten! . . . ich will zurückgehen bis zur Brücke und noch einmal hierherkommen, so treffe ich ihn sicher!“ Damit wandte sie sich wieder dem Wege zu, der auf die Landstraße führt, und da sie langsam ging, gewahrte sie die Leberblümchen im Moos, die sie aus blauen Augen anblickten, die Waldanemonen, die schon hie und da ihre weißen Glöcklein wiegten und all' das andere knospende Grün. Sie pflückte sich im Gehen ein Sträußchen und als sie meinte, etwa eine halbe Stunde hin und her schlendernd verbracht zu haben, ging sie wieder bis zum Tannenhügel und blickte fast angstvoll abermals durch das Gezweige. . . . Die Bank war leer! . . . Nun trat Anni hervor und setzte sich: „So werde ich hier warten, bis Vater kommt“, dachte sie, aber ihr Herz war schwer und sie blickte fast mit einem Gefühl des Schmerzes nach dem Dach des Elternhauses, das man von hier durch die Bäume schimmern sah.

Der Gedanke kam ihr gar nicht, gleich, ohne Aufenthalt, von hier nach Hause zu eilen und die Eltern durch ihre Ankunft zu überraschen: sie hatte dieses Wiedersehen auf dem Tannenhügel so oft in den letzten Tagen im Geiste durchlebt, daß sie sich nicht davon losreißen konnte und nun versunken und doch auf jedes Geräusch achtend unter den alten Tannen sitzen blieb. Eine Waldtaube girrte irgendwo, ein Zweig hoch oben knackte, Postglocken

klangen von ferne, Finkenschlag tönte dazwischen . . . dann schwieg wieder alles. Und jetzt erhob sich plötzlich eine bekannte Stimme! Ein tiefer, wohlklingender Hahnenfchrei klang vom Forsthaus herüber, einmal, und noch einmal. . . . „Das war ja Gockel, der große, schwarze, mit dem grünlichen Metallglanz auf dem Gefieder!“ Anni stand auf und setzte ihren Weg fort, bis an das Gesträuch, das sie noch von dem lieben Waldhause trennte. — Da lag es nun vor ihr, — so freundlich, so malerisch unter den großen Bäumen, mit seinen grünen Fensterläden und dem Schnitzwerk am Dach. Vor der Veranda blühten Crocus und Gilla und auf den Stufen sonnten sich Mars und Waldmann. Stare pfeifen in den Apfelbäumen, ach, — und Vater hatte die Kästen neu angestrichen, — da konnte man wieder deutlich die Inschriften lesen „Hotel zum goldenen Apfel“ und „Wohnung zu vermieten“ und „Zur schönen Aussicht“ und „Vogelheim“ und so weiter. Nun erschien auch Gockel mit den Hennen; sie liefen eilig zur Hintertreppe, da hatte Amalie ihnen wohl das Futter gestreut!“ Anni hob sich auf die Fußspitzen, um bequemer über die Hecke sehen zu können, — aber da fiel ihr Blick auf etwas Fremdes, auf etwas, was sie zu Hause nie gesehen hatte: ein Kinderwagen aus Korbgewebe mit einem grünen Verdeck darüber und daneben auf eine Leine, die zwischen den Bäumen aufgespannt war, und auf welcher sich im Frühlingswinde kleine Hemblein wiegten, wie es solche seit Jahren nicht mehr im Forsthaus gegeben hatte. „Das gehörte alles dem kleinen Bruder, — dem kleinen Bruder, der ihr liebes Stübchen eingenommen hatte mit der Aussicht auf den Waldweg“. . . . Noch stand sie da, den Blick auf die fremden Gegenstände gebannt, da hob die alte Uhr im Eßzimmer aus und durch das geöffnete Fenster schallten deutlich sechs laute Schläge. Ueber eine Stunde war Anni im Walde herumgeirrt und niemand, niemand war ihr entgegengegangen! Da brach das ganze Weh der vergangenen Monate sich wieder Bahn zu ihrem Herzen . . . Sie lehnte ihre Stirn an den rauhen Stamm einer Tanne und weinte bittere Tränen. „O, warum, warum war sie nicht an Stelle der Blumentals, die in der Pension bleiben konnten, — was sollte sie hier, wo sie vergessen war von Vater und Mutter und von der alten Amalie, die auch ihre

Wärterin gewesen war und früher immer gesagt hatte: „Nu für Dich tu ich allens, Du bist ja unsere Einzigste!“ — Auch, als sie sich die Tränen getrocknet hatte, stand sie noch am Zaun und blickte hinüber, wie Einer, der auf Jahre in die weite Welt soll und sich noch tief, tief das Bild der Heimat einprägen will . . . . Da erschallten plötzlich Schritte hinter ihr, kräftige Männertritte und ihr Herz hörte momentan auf zu schlagen in der Hoffnung Vater gegenüber zu stehen, der sie doch im Walde verfehlt hatte und ihr nun nacheilte, — aber nein, — es war nur der Buschwächter Hans, der bei ihrem Anblick stutzte und dann den Hut zog: „Fräulein ist zu Hause!“ sagte er . . . . Da fuhren mit wildem Gebell die Hunde aus dem Hof und stürzten sich mit ausgelassener Freude auf Anni. Sie mußte sich am Zaun halten, um nicht umgerannt zu werden, während Mars an ihr empor sprang und Waldmann sie kläffend in weitem Bogen umkreiste. — „Ja, die treuen Hundeseelen, für die gab es kein Vergessen!“ — Ueber dem Lärm erschien Amalie auf der Schwelle und Anni, die nun doch entdeckt war, mußte über den Hof gehen und eintreten. „Bist Du endlich gekommen“ flüsterte die Alte und zog sie in das Vorzimmer, „ich habe Dich so gewartet! Keiner hatte kein' Zeit nach Dir zu gehen, darum daß wir auf dies Doktor warten!“ „Ist denn Jemand krank?“ fragte Anni erschreckt. Da bedeckte Amalie ihr Gesicht mit der Schürze und sagte schluchzend: „Es fing immer schon so vor einer Woche an, aber dann war es nicht so besonders, aber vorgestern, dann ging es auf ander Lunge auch und jetzt, — jetzt macht er Augen nicht mehr los und will nicht mehr trinken und bald wird unser klein' Jungchen wohl ein Engel in Himmel sein!“ „Der Kleine“ stammelte Anni, und sie hatte das Gefühl, als sei ihr Blut zu Eis erstarrt und rolle langsam und schwer wie Blei durch ihre Adern. — „Ja, komm' nur,“ sagte die alte Dienerin, sich die Augen trocknend, Du kannst ihm noch sehen, — aber willst Du nicht erst etwas Kaffee trinken? Ich hab' es für Dir gekocht, — hier will doch keiner nicht essen!“ „Wo ist Vater?“ fragte Anni bebend. „Der Herr wartet ganze Zeit auf Doktor und Frau schläft, — ach Gattochen, — Frau ist auch von dies Sorge und dies Nachtwachen ganz zu Ende!“ Stumm und mit zitternden Knien trat Anni in das Wohnzimmer

und ging, obgleich auch sie keine Lust zum Essen spürte, mechanisch weiter in das Esszimmer. Durch das Fenster sah sie wieder den Kinderwagen und die Hemdlein an der Leine . . . Etwas würgte sie im Halse . . . ein unheimliches Entsetzen froh ihr zum Herzen . . . sie rang die Hände . . . da trat Vater ein . . . Einen Augenblick starrte sie in sein vergrüntes Gesicht, auf das ein müdes Lächeln getreten war, als er sie bemerkte und dann warf sie sich leidenschaftlich in seine Arme und verbarg ihr Antlitz an seiner Schulter. „Anni“, sagte er mit bewegter Stimme, „iß nun und hilf dann Amalie ein wenig bei der Pflege; sie ist auch schon alt und müde und die letzten Tage haben ihre Kräfte ganz erschöpft, — und Mutter ist ja auch nicht stark, — — sie macht mir große Sorge!“ Anni hielt noch immer ihren Vater umklammert und flüsterte an seiner Brust: „Ich mag nicht essen, — ich will gleich zu Amalie und ihr helfen, so viel ich verstehe, Tag und Nacht!“ Der Vater streichelte ihr das Haar und sagte leise: „Dann geh’ nur, mein Kind, ich habe eben mit dem Buschwächter zu reden, der in der Küche wartet! Nachher sehen wir uns wieder!“ — Anni ging nun zaghaften Schrittes nach ihrem Stübchen und blieb zögernd auf der Schwelle stehen, als sie es so verändert, und durch halbgeschlossene Läden verdunkelt fand. Amalie stand gerade über das Kinderbettchen gebeugt, aus dem ein leiser, klager Laut drang und strich vorsichtig mit der alten, runzligen Hand über die Decke, unter der sich ein kleines Körperchen wand. Als sie Anni’s gewahr wurde, winkte sie ihr näher zu treten: „Bleib’ einen Augenblick hier,“ sagte sie leise, „ich will gehen ein Mundvoll Kaffee nehmen, ich bin auch von heute Morgen an ungeessen!“ — Nun stand Anni allein am Lager des kleinen Bruders, an den sie so viel gedacht hatte mit Bitterkeit im Herzen. Da lag er vor ihr, das bleiche, von dunklem, kurzem Haar umrahmte Gesichtlein ihr zugetehrt, die geschlossenen Augen von bläulichen Ringen umgeben, die zitternden Lippen zum Weinen verzogen und die zuckenden Händlein müde und schlaff auf der Bettdecke! Da lag er vor ihr, mit mühsam und schnell arbeitender kleiner Brust, bereit den Platz wieder zu räumen, den er ihr genommen hatte! — Nun schlug er einen Augenblick die Augen auf, große dunkle Augen, die sich mit einem weltfernen Ausdruck auf Anni

richteten und wieder erklang der klagende, wie nach Hilfe rufende Laut . . . . Da empfand sie plötzlich ein Gefühl, das ihr bisher fremd gewesen war: das große, heilige Erbarmen mit einem Menschenkindelein, und sie beugte sich entschlossen herab und nahm es, wenn auch zaghaft und unsicher mit der Decke in ihre Arme und wiegte es hin und her, bis es still wurde. Eben wollte sie den Kleinen wieder behutsam in sein Bettchen zurücklegen, als sie ein leises Geräusch hinter sich vernahm und ein Sonnenstrahl aus der geöffneten Thür sie traf. Erschreckt versuchte sie das Kind vor dem eindringenden Licht zu schützen und wandte sich um. Da stand ein junger Mann auf der Schwelle und verneigte sich grüßend: „Wohl Fräulein Walter?“ sagte er. „Wie schön, daß Sie gekommen sind. Hier fehlt gerade eine frische Kraft bei der Pflege. Doktor Armstedt,“ fügte er sich vorstellend hinzu. „Ich bin gekommen, um nach dem Kleinen zu sehen!“ Damit trat er an das Bettchen, faßte den Puls des Kindes, kniete dann an seinem Lager nieder und behorchte lange und sorgfältig die kleine Brust. Nun stand er wieder auf, deckte das Körperchen zu und blickte ernst und sinnend auf das kleine, gequälte Wesen. Da unterbrach Anni die drückende Stille und fragte mit bebenden Lippen und mit einer Stimme, über deren heiseren Klang sie selbst erschraf: „Wird er sterben?“ Doktor Armstedt trat an den Tisch, auf dem verschiedene Fläschchen standen, ergriff eines von ihnen und prüfte es auf seinen Inhalt, dann sagte er: „Solange noch Leben da ist, soll man hoffen!“ . . . „Ich bitte, Fräulein, — hier, diese Tropfen müssen noch heute wieder aus der Apotheke geholt werden. Die Gebrauchsanweisung befindet sich auf dem Rezept! Wo finde ich jetzt Ihren Herrn Vater?“ „In seinem Zimmer wohl,“ sagte Anni tonlos, worauf der Arzt den Raum verließ, mit dem Versprechen in der Nacht wieder zu kommen. — Anni war auf einen Stuhl gesunken und starrte vor sich hin. Kein anderer Laut war im Zimmer hörbar, als das Ticken der Uhr und der keuchende, von röchelndem Husten unterbrochene Atem des kranken Kindeleins. Endlich trat Amalie wieder ein. „Sei nu gut, geh auf Ap'theke, keiner is zum Schicken, denn FÜRRI is nach Deine Sachen gegangen!“ Schnell erhob sich Anni. „Ja, ja fort hier aus dem dunklen Raum, wo der Tod auf der Schwelle stand, fort, fort, um etwas tun zu

können, statt hier dem gequälten Atemholen zu lauschen!“ Sie ergriß das Rezept und trat, Hut und Tasche suchend, in das Wohnzimmer. Dabei warf sie einen Blick in das Wohnzimmer. Da stand Vater untätig an die Fensterbrüstung gelehnt, die Hände gefaltet, den Blick hinaus nach dem sonnigen Walde gerichtet und aus seinen Augen flossen Tränen . . . . Tränen . . . . Anni starrte einen Augenblick nach ihm, dann stürzte sie aus der Thür und den Wald ohne Weg und Steg durchquerend, der Landstraße zu. „Die Tropfen, die Tropfen, . . . nur schnell die Tropfen, der Kleine durfte nicht sterben, . . . nein, . . . nein, er durfte nicht sterben!“ . . . . Im Laufen rang sie die Hände und preßte sie an die Brust: „O Gott, nimm mir alles, alles, was ich habe und mich selbst, nur den Kleinen laß leben!“ Und dann wieder schlug sie die Hände vors Gesicht und fragte sich verzweifelt, ob Gott auch ein Kind erhören würde, das sein Herz mit Groll und Meid verhärtet habe! . . . . Und wieder gedachte sie, einen Augenblick getröstet, daß Gott auch das Gebet der Eltern erhören könnte und daß schließlich Sein Wille doch der allein gute sei und Er am besten wisse, was den Menschen heilsam wäre, . . . . aber dann brach doch von neuem der verzweifelte Ruf aus ihrem Herzen: „Laß ihn nicht sterben, — laß ihn nicht sterben!“ . . . . Und, was das Aller schlimmste war: tief auf dem Grunde ihrer schuldbeladenen Seele flüsterte eine unheimliche Stimme: „Du hast es ja selbst so gewollt, . . . . Du wolltest ja keinen neben Dir!“ . . . . und, wie von bösen Geistern verfolgt, lief sie vorwärts, bis sie atemlos vor der Apotheke stand. Die Bereitung der Arznei sollte eine halbe Stunde Zeit nehmen und Anni war im Begriff sich wartend vor dem Hause auf einer Bank niederzulassen, als sie eine bekannte Gestalt erblickte, die unter den breiten, laublosen Kronen der Ahornbäume drüben, dem geöffneten Portal der Kirche zuschritt, vor welchem ein Wagen hielt. Plötzlich entsann sie sich jetzt, daß morgen Palmsonntag und der Gärtner aus Waldhof wohl im Begriff sei den Altar mit Lilien und Goldlack zu schmücken, wie jedes Jahr. — — — Und dort die Gestalt, — das konnte niemand anders sein, als Tante Magdalene, die Pastorin, die unter ihrer Aufsicht, die Pflanzen aufstellen ließ. Schnell ging Anni ihr nach und trat nach einigen Minuten in

die Kirche. Kalte Winterluft schlug ihr entgegen, gemischt mit berauschem Blumenduft, der ihr plötzlich so manchen köstlichen Palmsonntagmorgen in's Gedächtnis zurückrief, den sie hier in der Kirchenbank verbracht hatte, auf den Lippen das „Hosiannah, Davids Sohn“ und im Herzen das herrliche Dankgefühl, für alle Gnade Gottes, für den Frühling, für die Ferien, für alles, alles! . . . Und morgen war wieder Palmsonntag! . . . Wie würde es morgen sein?“ Ihr fröstelte in ihrem dünnen Tüchchen und sie trat wieder in's Freie, ohne die Pastorin, die schon mit dem Gärtner vor dem Altar beschäftigt war, begrüßt zu haben. Draußen setzte sie sich auf die Bank in die Strahlen der sinkenden Sonne und blickte trübe über die Dächer der kleinen Ortschaft nach den roten Stämmen des Waldes. Nach einiger Zeit trat die Pastorin aus dem Portal. Sie hatte sich fest in ihren Mantel gehüllt, schien ebenfalls zu frieren und wollte sich eilig auf den Heimweg nach dem Pastorat begeben, als sie Anni regungslos auf der Bank dazwischen sah: „Anni,“ rief sie zugleich erfreut und erschreckt, „Kind, wie kommst Du hierher? und, als diese ihre Augen ernst und traurig zu ihr aufschlug, setzte sie sich neben das Mädchen, umfaßte es liebevoll und fragte weiter: „Wie steht es denn heute Abend bei Euch, mein armes Herz?“ Anni schwieg, es drang nur ein Seufzer aus ihrer Brust, ein schwerer Seufzer, der wie ein Stöhnen klang. „Anni, mein liebes, teures Kind, — daß Du so jung noch, schon so ernste Sorgen kennen lernen mußt! . . . Sieh', das drückt mich tief! Wir Eltern möchten so gern unsere Hände schützend über unsere Kinder breiten, damit kein Erdenleid ihre Jugend trüben möchte, aber der Vater im Himmel ist weiser als wir und Seine Gedanken sind höher, als unsere Gedanken!“ „Ich habe all' das Leid verdient“, sprach Anni tonlos. „Mein Kind,“ fuhr die Pastorin fort, sie noch fester an sich ziehend „wenn Gott mit uns armen Sündern rechten wollte, so dürfte niemand von uns, sich Seiner Erde freuen, sondern wir müßten Alle ausgetilgt werden vor seinem Angesicht. Aber Gott rechnet nicht mit uns, — Seine Gnade ist alle Tage neu über uns, — Anni, hast Du das vergessen? — vergessen daß Gott nur Gedanken des Friedens mit uns hat und, daß er uns nie näher ist, als in den

Tagen der Trübsal?" Anni rang nach Worten, dann schlug sie plötzlich die Hände vor's Gesicht und rief verzweifelt: „Tante Magdalene, der Kleine stirbt, weil ich es gewollt habe!“ Einen Augenblick schwieg die Pastorin auf's Tiefste erschreckt, dann aber lehnte sie milde, die von Schluchzen erschütterte Gestalt des Mädchens an ihre Brust und sagte leise: „Anni, ich kann nicht verstehen, was Du meinst, Du mußt es mir alles sagen, damit ich Dir helfen kann, mein Liebling!“ Und Anni erzählte alles, was sie innerlich durchgemacht hatte, im Laufe des vergangenen Winters, ohne es zu verschweigen, daß sie sich sogar an die sündhafte Hoffnung geklammert habe, Gott würde ihr Brüderlein vielleicht sterben lassen: „Du bist ein törichtes Mädchen sagte Tante Magdalene und verstehst nicht, wieviel Raum in den Herzen der Eltern für noch so viele Kinder ist, und es war ein sehr häßlicher Gedanke von Dir, dem armen Kleinen den Tod zu wünschen und damit Vater und Mutter ein so großes Herzeleid! Und nun vollends siehst Du in den jetzt eingetretenen Ereignissen die Erfüllung Deines bösen Wunsches durch Gottes Hand. Nein, Anni, um so zu handeln, müßte Gott nicht der große, allmächtige, der treue und liebevolle sein, der er ist! Um Deiner Züchtigung willen, sollten Deine Eltern so hart geschlagen werden und das unschuldige Kindlein so schwer leiden! Nein, Anni, hier hat der barmherzige Gott seine eigenen Gedanken, die so viel höher, sind, als Menschengedanken und die wir oft erst nach langer Zeit, als die guten Gedanken erkennen, ja deren volles Verständnis uns erst in der Ewigkeit aufgehen kann. Und doch hat Gott heute eine so ernste Sprache mit Dir geredet, daß Du Deine Sünde erkannt hast! . . . Dafür sollst Du ihm danken und ihn bitten, daß er Dir selbst die Kraft giebt, Dich unter seine gewaltige Hand zu demütigen, damit Du dann aus kindlichem, gehorjamem Herzen ihn bitten kannst, uns Allen das kleine Fritzchen zu erhalten! Gedente des Spruches, den Du gelernt hast, bei der Geschichte des abtrünnigen Israel, das sich nach schwerer Sünde wieder dem Herrn zuwandte: „Wir haben gesündigt, mache Du es mit uns, wie es Dir gefällt, allein errette uns zu dieser Zeit.“ Tröste Dich damit mein Kind, daß Du einen gnädigen Vater im Himmel hast und gehe mutig an

die schwere Nacht, die Dir bevorsteht. Er wird Dich nicht verlassen und morgen mit dem Allerfrühesten, komme ich, um nach Euch, Lieben zu sehen! Wie gerne hätte ich pflegen helfen, schon all die Tage, aber mein lieber Pastor ist auch nicht wohl gewesen und heute ist Pastor Meyer aus St. Marien gekommen, um morgen den Gottesdienst abzuhalten, so muß ich schon zuhause bleiben.“ Anni und Tante Magdalene waren aufgestanden und diese hatte im Gehen gesprochen, sodaß sie vor der Thür der Apotheke Abschied nahmen. Anni blickte mit Tränen in den Augen der mütterlichen Freundin nach, die sich wieder der Kirche zuwandte, um noch einige Anordnungen zu treffen, und trat dann nach Empfang der Arznei den Heimweg an. Zuerst war ihr viel leichter um's Herz, als vorhin, aber je mehr sie sich dem Elternhause näherte, um so schwerer legte sich wieder die Sorge und Angst auf ihr junges Herz. Sie versuchte, sich zu sammeln und sprach wieder und wieder mit bebenden Lippen vor sich hin. „Ich habe gesündigt, mache es mit mir, wie es Dir gefällt, allein errette mich zu dieser Zeit!“ — Die stille freudlose Abendmahlzeit war vorüber. Mutter hatte sich in Kleidern auf ihr Sofa ausgestreckt und Vater ging leise in seinem Zimmer auf und ab. Amalie und Anni waren im Krankenzimmer. Im Befinden des Kleinen war keine Veränderung eingetreten, — er lag da mit geschlossenen Augen und stöhnender Brust. Die Fensterläden waren geschlossen und auf dem Tisch, unter den Flaschen und Gläsern, brannte das Nachtlämpchen, das, von einem grünen Schirm beschattet, an der Lage einen zitternden Stern zeichnete. Amalie saß mit gefalteten Händen auf dem Rande ihres Bettes, welches hart neben dem Lager des kranken Kindes stand, und auf dessen entgegengesetzter Seite Anni sich niedergelassen hatte: „Amalie,“ flüsterte sie, nach dem sie etwa eine halbe Stunde so zugebracht hatten, „strecke Dich doch auf ein Viertelstündchen aus! Der Kleine hat ja nun seine Medicin bekommen und ich kann ruhig allein wachen! Vater kommt ja auch ab und an nachsehen und, wenn mir irgend etwas Sorge macht, wecke ich Dich gleich!“ „Ja Anni, Aug' voll möchte ich wohl schlafen! Was ein altes Mensch ist, hält auch nichts nicht aus!“ Nach einer Weile schlug die Uhr halb 12 und wieder nach einer Weile 12.

Vater war einen Augenblick in das Zimmer getreten, ganz leise, mit seinen weichen Morgenschuhen und hatte stumm auf das mühsam atmende Kind geblickt und war wieder gegangen. Es war ganz still im Hause. Anni saß regungslos da. Sie hatte ihren Kopf an das Polster des bequemen Stuhles gelehnt und ihren Blick nach dem Lichtschein auf der Decke gerichtet. Ihr war, als müßte sie mit ihren Augen dort hindurch dringen und dann oben durch das Dach und durch den Himmel bis vor Gottes Thron: „Mache es mit mir, wie es Dir gefällt, allein errete mich zu dieser Zeit“ flüsteren ihre Lippen wieder wie vorhin im Walde. . . . Da regte sich das Kind leise wimmernd und, wie sie es von Amalie gesehen hatte, gab sie ihm vorsichtig eine andere Lage. Das Gesichtlein wandte sich nun Amalie zu und verwundert blickte Anni auf das krause Haar, das das Köpfchen bedeckte. So hübsch war es gestern gar nicht gewesen, so lockig, wie heute Nacht! Ja, nun sah der kleine Bruder wirklich wie ein Engel aus, was Amalie schon gestern gefunden hatte! Lange und sinnend betrachtete sie ihn, dann lehnte sie sich wieder in den Stuhl. Da fiel ihr ein, daß sie einstmals von einem katholischen Mädchen gelesen hatte, das eine schwere Sünde abbüßen mußte, indem es auf den Knien zu einer Kapelle wallfahrtete. Gott hatte die Reuige wieder in Gnaden angenommen und Anni empfand plötzlich den heißen Wunsch wie sie, sich Vergebung zu erwerben. Schnell glitt sie vom Stuhl und begann mühsam auf den Knien vorwärts zu streben. . . . Nun war sie schon im dunklen Vorzimmer, nun auf der Veranda, . . . jetzt fühlte sie die kalten Steine der Stufen und jetzt den rauhen Weg unter sich. Wie dunkel die Nacht, wie einsam und still! O, und wie schmerzten die Knien!, wie sollte sie den langen Weg bis zur Kirche so zurücklegen! Aber jenes andere Mädchen hatte es doch gekonnt! . . . Jetzt ging es über trockene Äste und Tannenzapfen und Wurzeln hin. . . . Anni fühlte deutlich, wie das Blut ihr aus vielen Wunden rann, aber sie drang mutig vorwärts. . . . Aber nun . . . schien es ihr, als wäre sie an einen Abgrund angelangt, tastend streckte sie die Hände vor, . . . nein, . . . nein, . . . das war nur der Graben neben der Landstraße, — aber er war voll Wasser und Schlamm und sie ver-

fant fast in der zähen, kalten Masse, — — — Ach, wenn doch bald die Sonne aufgehen wollte, — es war ja doch Frühling und die Nacht so kurz. . . . War das nicht eine Vogelstimme, irgendwo, in der Ferne, klang das nicht wie ein Finkenschlag? . . . . Aber Zeit zum Lauschen war ja nicht! . . . . O, die spitzen Steine auf der Straße, wie drangen sie in ihr Fleisch, . . . . und wie langsam kam sie weiter. . . . Klang nicht das Wimmern des Kindes bis hierher herüber? . . . . Wie war das nur möglich?! . . . . War die dunkle Masse dort vor ihr die Kirche? . . . . Sie kroch mühsam heran, — sie legte die Hand an das Gemäuer. . . . Das war ja bloß ein hölzernes Gitter, ein Zaun . . . . das war ja der Gartenzaun beim Forsthaufe . . . . und dort, — durch die Finsternis schimmerten die Hemdlein auf der Leine! . . . . Mit einem Schrei der Verzweiflung brach sie zusammen, — da traf sie ein heller Strahl. . . . War das die Sonne? . . . . Halb betäubt fuhr sie auf . . . . mit verständnißlosen Augen sah sie sich um. . . . Sie saß noch immer im großen Lehnstuhl an des Bruderlein's Krankenlager und drüben hatte sich eben die Thür in das Vorzimmer geöffnet, aus welchem das Tageslicht hineinflutete. Vater und der fremde Doktor traten ein. Amalie schien schon lange nicht mehr zu schlafen, sondern bewegte sich im Zimmer hin und her; Vogelgezwitzcher erklang im Walde und die ersten Sonnenstrahlen hatten den Weg durch die Herzen in den Fensterläden gefunden. . . . Anni erhob sich mühsam. . . . Die Kniee, die sie an das Lager des Kleinen gelehnt hatte, schmerzten und noch zitterte in ihr die Erregung des schweren Traumes nach. Lautlos trat sie an das Fenster und blickte von dort mit klopfendem Herzen und verhaltenem Atem nach der Gruppe am Bettchen. Doktor Armstedt hatte sein Ohr horchend an die Brust des kranken Kindes gelehnt, dann behielt er prüfend das kleine Ärmchen in seiner Hand: „Haben Sie bemerkt, wann das Fieber nachließ“, wandte er sich an Amalie. „Nein, Herr, bis drei Uhr hat Fräulein Anni gewacht und ich hab auf Bett gelegen. Schlaf kam wohl nicht in mein' Augen, aber Ausruhen war auch sehr schön. Wie ich dann aufsteh und will Medizin geben, sehe ich; Stirn von Fritzchen is ganz naß und Haar so kraus, wie in Wanne, wenn wir ihm waschen. . . . Ich denk',

wird er nu sterben? und bück' mir über ihm und hör? . . . .  
 Atmen geht so ruhig, . . . da hab ich ihm nicht mehr gestört  
 und so liegt er nu schon eine Stunde!“ Doktor Armstedt wandte  
 sich nun zu Vater und Anni sah deutlich, wie sein Gesicht von  
 einer edlen Freude verklärt war: „Herr Walter,“ sagte er, „die  
 Krisis ist vorüber, ich hoffe ganz sicher, Ihr Junge kommt durch!“  
 und er drückte Vater noch fest die Hand und fügte hinzu „sein  
 Leben hing an einem Haar seit gestern Morgen, — aber nun  
 wird's wieder aufwärts gehen.“ Vater aber hielt die Hand des  
 jungen Mannes noch in der seinigen und sagte mit bebender  
 Stimme: „Ich danke Ihnen für diese Worte und für alle Ihre  
 treue Sorge um mein Kind! Gott lohne sie Ihnen!“ Doktor  
 Armstedt aber wollte von dem Dank nichts wissen und trat zu  
 Anni, begrüßte sie und fragte, ob sie nicht sehr müde sei und  
 überredete sie, sich gleich einmal ordentlich schlafen zu legen,  
 denn die nächsten Tage würden noch viel Arbeit bringen. „O,  
 ich habe ja leider schon geschlafen,“ sagte Anni beschämt „und ich  
 bin eben so glücklich, daß ich auch gar nicht schlafen konnte! Ich  
 will lieber gehen und uns Kaffee kochen, nicht wahr, Vater?“  
 Dieser nickte und sie eilte hinaus. Nach einer halben Stunde  
 saßen vier glückliche Menschen im kleinen, gemütlichen Eßzimmer,  
 in das die ersten schrägen Strahlen der Morgensonne fielen.  
 Mutter konnte gar nicht essen, sie wischte sich nur immer die  
 Freudentränen aus den Augen und auch Anni zerbröckelte nur  
 ihr Brot. Am liebsten hätte sie um den Tisch tanzen wollen  
 und die Eltern abwechselnd umarmen, nur die Gegenwart des  
 fremden Mannes bedrückte sie so in ihrem Glücksgefühl, daß sie  
 im ersten gegebenen Augenblick auf die Veranda flüchtete und  
 dort die kalte Waldblust dürstend einsog, als hätte sie im Zimmer  
 ersticken sollen. Kein Lüftchen regte sich und kein anderer Ton  
 weit und breit, als die ersten frühen Vogelstimmen. . . . Die  
 Tannenstämme glühten rot in der höher steigenden Sonne und  
 ihre langen Schatten fielen auf das, von Leberblümchen blau  
 durchwirkte Moos. Anni stand mit gefalteten Händen und  
 blickte in die Pracht hinein, — sie fand keine Gedanken und  
 keine Worte zum Gebet, aber ihr war, als läge ihre Seele still  
 zu Gottes Füßen. Da drückte sich einer lieblosend an sie, eine

kalte Schnauze stieß an ihre Hände, und Mars blickte sie verwundert und mit verschlafenen Augen an. Auch Waldmann kroch, sich dehnend aus der Hundehütte und kam dann, mit dem ganzen Körper wedelnd, herbei. Anni hatte sich eben auf die oberste Stufe der Veranda gesetzt, rechts und links einen Arm um einen Hund geschlungen, als sie einer Gestalt ansichtig wurde, die eilig auf dem taufeuchten Wege daher kam. Einen Augenblick blickte sie zweifelnd hinüber . . . dann sprang sie glücklich die Stufen hinab und lief, von den kläffenden Hunden begleitet Tante Magdalene entgegen. Die aber hat nichts nach Fritzchen gefragt, hat nur in Anni's leuchtende Augen geblickt, sie fest an ihr Herz gedrückt und voll Dank gesprochen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes getan hat!“

## IX.

**Eierfärben.**

Am Osterjonnabend duftet es im Pastorat zu St. Johannis immer köstlich nach frischem Backwerk und blühendem Goldblat und Magda und Lenchen pflegten, als sie noch klein waren, an jenem Tage voll froher Erwartung zu sagen: „Es riecht schon ganz nach Ostern, aber gar nicht nach Eiern!“ „Kinder“, hatte dann Papa jedesmal entsetzt gerufen, indem er sich das Taschentuch vor die Nase hielt, „sprecht mir, bitte, nicht von Eiergeruch!“ — Nun waren sie große Mädchen geworden, mit halblangen Kleidern und prachtvollen, blonden Zöpfen, aber ihre braunen Augen strahlten und ihre Näschen schnupperten noch gerade so, wie vor Jahren am Osterjonnabend und heute, wie damals hätte niemand, außer den Eltern und guten Bekannten, die Zwillingsschwestern unterscheiden können. Sogar Lilli Helden, eine ihrer besten Freundinnen, die sie ein halbes Jahr nicht gesehen hatte, war heute bei der Begrüßung nicht ganz sicher gewesen, ob sie zuerst in Magda's oder in Lenchen's Armen gelegen hatte. Lilli war schon um zehn Uhr morgens von Waldhof herüber gekommen, um an dem fröhlichen Eierfärben teil zu nehmen. Sie war zierlich

und schlant, mit großen veilchenblauen Augen und leichten, hellen Haarwellen um die weiße Stirn und vibrierte ordentlich vor lauter Lebendigkeit und Lebenslust: „Kinder“, rief sie, indem sie sich eine lange, blaue, für sie bereitgehaltene Schürze vorband, „wenn Nuni nicht bald kommt, so fangen wir mit dem Eierfärben an, sonst halte ich es einfach vor Ungeduld nicht aus!“ „Ja, so denke ich auch“, rief Lenchen, „aber ehe wir anfangen, wollen wir Dich mit allen unseren Hilfsmitteln bekannt machen. Komm' geschwind in's Eßzimmer!“ — Dort stand mitten auf dem Tisch die große Lehmenschüssel mit den sauberen Eiern, daneben ein Körbchen mit weißen Lappen, jeder so groß geschnitten, daß sich bequem ein Ei darin einhüllen ließ und ein Knäul, den die Mädchen schon gestern durch Aufstrennen alter Strümpfe gewickelt hatten. In einer anderen Schüssel schwammen im Wasser eine Menge schöner dunkler Zwiebelschalen, die im Winter in der Küche gesammelt worden waren und ringsherum auf Tellern und in Pappschächtelchen befanden sich verschiedene Färbemittel. „Sieh'“, erklärte Lenchen, Lilli um den Tisch führend, „hier sind die beiden Farbholzer, so fein gestoßen, als es geht. Von denen muß man ein ganz klein wenig auf jedes Lappchen streuen. Das eine giebt einen roten, das andere einen violetten Ton. . . . Dort auf dem Teller ist ein wenig Safran. Davon genügen einige Fädchen, um eine schöne gelbe Färbung zu geben, und das braune Pulver hier ist gemahlener Kaffee. In der Tasse daneben ist Grüze. Die streust Du auf den mit Farbholz bestäubten Lappen, ehe Du das Ei einwickelst; dadurch entstehen helle Punkte auf dunklem Grunde, was besonders hübsch aussieht, wenn Du das violette Farbholz anwendest. Dort im Körbchen sind bunte Seidensfädchen; besonders die roten und die grünen sind zu empfehlen und hier in das Kästchen hat Mama schwarzen Tüll und Spitzenstoff gelegt. In die wickelt man das Ei fest ein, so daß das Muster gut sichtbar wird und belegt es am besten dicht mit Zwiebelschalen. Darauf kommt es noch, wie übrigens alle gefärbten Eier, in den weißen Leinlappen und wird zum Schluß fest mit der getrennten Baumwolle umwunden. Hier ist auch ein Stückchen Tapete, die prachtvolle rote Zeichnungen giebt, wenn man aus dem dunklen Fond, auf dem die Ranken liegen, kleine Figuren schneidet, sie in Wasser

taucht und auf das Ei klebt. Dazu ist aber Anni's Gegenwart unumgänglich notwendig, denn sie schneidet aus dem Papier die niedlichsten Bilder: reizende kleine Dachshunde, Föhne, Katzen, Sterne, Palmwedel, kämpfende Ziegenböcke, Lorbeerkränze, Tannenbäume, Schlittschuhe, Körbchen und tausenderlei Verschiedenes, das man nach dem Kochen der Eier ganz deutlich auf der bunten Schale unterscheiden kann". . . . Lenchen war bereit noch immer weiter zu schwagen, da trat Magda mit einem kleinen Papiersäckchen und einem Tintenfaß in das Zimmer. „Was bringst Du denn noch?“ rief Lilli, „ich dachte, hier könnte man schon mit diesen verschiedenen Vorräten zum mindesten zweihundert Eier färben!“ „Hier habe ich die abgefallenen, trockenen Goldlackblüten gesammelt, welche zartgrüne Fleckchen bilden, und vermittelst eines in Tinte getauchten Streichhölzchens kann man auch Marmoreier herstellen, wenn man sie dicht mit einander und durcheinander greifenden Figuren bezeichnet“, antwortete Magda. „Das wollen wir alles wieder versuchen, wie im vorigen Jahr, wo wir so reizende Eier hatten. Jetzt aber komm', — hier zu Dreien auf dem Sofa können wir auf Anni warten, die sicher auch bald kommen wird.“ „Ach, daß ich im vorigen Jahr nicht hier sein konnte“, sagte Lilli bedauernd, als sie sich zwischen den Schwestern niedergelassen hatte. In Eichenrode wurden ja auch Eier gefärbt, aber mit den üblichen, bunten Papieren, mit Abziehbildern und Eierlack und so weiter, und das ganze Haus roch in Folge dessen penetrant nach Essig, — zum Davonlaufen — — und sehr lustig war man auch nicht dabei! Aber nun sollt Ihr mir von Eurem Leben erzählen! Habt Ihr Euch gut in der Pension eingelebt?“ „Ach zuerst wollte es gar nicht gehen,“ sagte Magda, „wir waren ordentlich krank vor Heimweh und verstanden das Gute gar nicht zu erkennen, das uns geboten wurde, — aber schließlich ist alles besser gegangen, als man dachte und schon zu Weihnachten waren wir so zufrieden und glücklich, als man es in einer Pension überhaupt sein kann!“ „Eigentlich,“ begann nun Lenchen lachend, „ging es mit dem Einleben schon ganz gut, nachdem wir das Gewitter im September erlebt hatten, weißt Du noch Magda?“ Diese lachte ebenfalls: „Nämlich, Du kannst Dir gar nicht denken Lilli, was viele Mädchen für eine sinnlose Angst vor

Donner und Blitz und auch vor Feuerlärm haben! — — In jener Septembernacht brach plötzlich ein sehr böses Ungewitter mit Sturm, Wolkenbrüchen und fürchterlichem Donnergetöse los. Helle Blitze erleuchteten die Dächer und Türme, der Wind heulte in den Zweigen, klapperte in den Laternen und warf die Bodensenster auf das Pflaster, daß die Scherben klirrten, dazu krachten die Donnerschläge und rauschte der Regen wie aus Eimern vom Himmel. Seraphine Blumental erhob in ihrem Bett sofort ein gellendes Geheul, wobei sie in allen Tonarten dazwischen kreischte: „Maselle, Maselle!“ Nun, „Maselle“ kam denn auch in den Schlafsaal, zündete die Hängelampe an und setzte sich zu Seraphine, die sie aber vollständig ignorierte und bei jedem Blitz von Neuem brüllte, indem sie unter der Decke mit den Beinen strampelte und sich mit den Fäusten an die Schläfen schlug. Rätchen Wiege, Milchen Krause und noch ein paar andere Kinder stürzten sofort zu Tante Emilie in's Schlafzimmer, um sich von ihr trösten zu lassen!“ „Und kannst Du Dir denken,“ unterbrach Lenchen ihre Schwester, „Hella Bergmann und Olympia Blumental weinten so lange, bis Olympia einen Wein- und Lachkrampf bekam! Zuerst war dieser Anfall so komisch, daß ich vor lauter Lachen unter die Decke kriechen mußte, aber am Ende bekam ich Angst, sie würde ersticken oder verrückt werden!“ „Ja, und Frieda Bergmann in ihrer Aufregung und Furcht,“ fuhr Magda fort, „singing plötzlich an zu singen und noch dazu so furchtbar falsch:

„Wie schön leuchtet der Morgenstern  
„Voll Gnad' und Wahrheit in dem Herrn!“

Das paßte ganz und gar nicht, denn der Himmel war kohlschwarz und das Einzige, was leuchtete, waren die Straßenlaternen und die Blitze, — — aber sie hatte das Lied grade in der Schule gelernt und wußte es gut auswendig!“ „Rein, es war wirklich eine tolle Nacht!“ erzählte Lenchen weiter, „Irene Franke stöhnte bei jedem Donnerschlage, sodaß man hätte glauben können, sie hätte die schlimmsten Leibscherzen von der Welt und Dora gar, die große Person, die schrie nur immer: „Ich will nach Hause, — — Mammi, Mammi.“ „Lieber Himmel,“ rief Lilli verwundert da-

zwischen, „sind die Mädchen in der Pension denn alle so albern, wie Ihr sie eben schildert?“ „Nein, gar nicht Alle,“ antwortete Magda, „aber die Verzweiflung der genannten Mädchen wirkte noch um so komischer, weil es andere gab, welche die Nacht sehr munter verbrachten: Aline Holmberg aß heimlich hinter Mademoiselle's Rücken Konjekt, das sie meistens unter ihrem Kopfkissen verbirgt, Sascha Weiß schlug Purzelbäume im Bett oder stand auf dem Kopf, wie ein Akrobat, Marta Wachter schnitt Grimassen und machte „lange Nasen“ nach der Richtung hin wo Mademoiselle saß und Alide, — — nun, das kannst Du Dir denken, wie die schimpfte, weil sie nicht schlafen konnte!“ „Der folgende Tag war ein Sonntag,“ sagte Lenchen, während sie alle Drei lachten, „und so hatten wir Zeit, viel über die Ereignisse der Nacht zu schwätzen und ich kann wirklich sagen, daß wir uns von dem Tage an, in der Pension eingelebt haben!“ „Nun, und Anni?“ fragte Lilli weiter. „Anni,“ sagte Magda nachdenklich, „ja, was mit Anni eigentlich war, kann ich Dir nicht recht sagen. — Natürlich hatte sie zuerst auch großes Heimweh, aber anstatt, daß es sich, wie bei uns allmählich gab, wurde es nur schlimmer und schlimmer. Kurz vor Weihnachten bekam sie noch zum Ueberfluß den Scharlach und wurde zu ihren Großeltern gebracht. Einige Zeit nach den Ferien kam sie wieder in die Pension zurück und hat dann viel mit Josefa Möllenhuber verkehrt, von der wir Dir schrieben, aber die alte Anni ist sie doch nicht mehr.“ „Ja“ rief Lenchen eifrig, „vorgestern hättest Du sie kaum wiedererkannt, die wilde Anni von früher . . . . Sieh, so stand sie da,“ damit ergriff sie eines der Kissen, das die Lehne des Sofa's bildete, sprang auf und sagte, es in den Armen wiegend und Anni's Stimme nachahmend: „Lenchen, still, der Kleine schläft! Magda, bitte nimm Dir einen Stuhl, aber ohne Lärm zu verursachen. Seht nur, wie reizend er ist, alle Tage wird er munterer!“ Magda lachte und plauderte weiter: „Ja, da hat sie aber auch recht! Er hat so schöne, große, dunkle Augen und ganz feine, schwarze Augenbrauen und lange Wimpern und lockiges Haar! Ja er ist wirklich reizend! Sie hat recht, stolz auf ihren kleinen Bruder zu sein! Ich begreife es jetzt wirklich nicht, wie ich so einfältig sein konnte zu glauben, sie hätte sich gar nicht über ihn gefreut,

— aber wirklich — — in der Pension hatte es den Anschein!“ Lilli wollte noch weiter fragen, da wurde die Eingangstür geöffnet und gleich darauf steckte Anni ihren krausen Kopf auf dem das rote Barett, das Großmutter ihr zu Weihnachten gehäkelt hatte, fest saß, durch die Tür des Speiszimners: „Guten Morgen, Kinder,“ rief sie fröhlich und dabei lachten ihre Augen vor lauter Lust und Uebermut und die Wangen glühten vom scharfen Winde. „Guten Morgen, Alle miteinander! Ach, Lilli, wie froh bin ich, Dich wiederzusehen!“ Nach den Begrüßungen und nach dem auch Anni sich eine große Schürze vorgebunden hatte, ging es nun an das Werk des Eierfärbens. Zuerst waren die Mädchen ganz still vor lauter Eifer. Jede hatte einen Lappen vor sich auf dem Tisch, auf welchem das angefeuchtete, hübsch reingewaschene Ei lag und je nach Geschmack oder Phantasie mit verschiedenen Färbemitteln belegt wurde. Anni hatte einige winzige Birkenblättchen, ein Stück blaues, grobes Zuckerpapier, gezupfte bunte Seide und verschiedene farbige Seidenfäden mitgebracht, von denen sie große Effekte erwartete. Lenchen war hier, wie überall, die Flinkste. Sie schichtete mit unglaublicher Geschwindigkeit, und funterbunt, rote Farbe, Zwiebelschalen, schwarze Spitze oder Safran, blaue Seidenfäden, kleine Tapetenstückchen und so weiter, auf ihre Eier, schlug sie dann in den Lappen, den sie noch fest mit Baumwollfäden umwand und band an jedes noch eine Garnrolle, um sie nach dem Kochen, als ihr Machwerk wiederzuerkennen. Magda hingegen ging sehr bedächtig an's Werk. Sie unnähte ihre Eier entweder fest mit schwarzem Spitzenstoff, damit das Muster gut zur Geltung käme, und belegte sie vorsichtig mit schönen dunklen Zwiebelschalen, oder sie beklebte es sauber mit niedlich ausgeschnittenen Figuren und bestreute sie leicht mit Kaffee, oder sie schnitt sich feine Streifen aus der Tapete und umspann ihr Ei mit ihnen, wie mit einem Netz. Lilli arbeitete mit einem großen Aufwand von Farbholz, Kaffee und Safran und Anni übernahm es, die Marmoreier herzustellen, oder andere mit Silhouetten, Federzeichnungen u. s. w. zu schmücken.

Nach einer Weile ging es dabei wieder an ein munteres Geplauder, und diesmal mußte Lilli von ihrem Leben erzählen:

„Denkt Euch nur, wie herrlich,“ sagte sie „Mama ist diesen ganzen Winter in Petersburg gewesen, ohne krank zu sein. Das war für Papa eine große Freude, der so oft monatelang in der großen Wohnung mit Annuschka und den anderen Leuten allein gelebt hat!“ „Was treibt denn die dicke Annuschka?“ fragte Anni, ein Ei mit Kennerblicken musternd, das sie im Begriff war, mit bunten, langen Seidenfäden zu unwickeln. „Annuschka,“ lachte Lilli, „sie trinkt Tee, liest in ihrem Traumbuch, legt Karten aus, schläft viel und hütet in der übrigen Zeit Mama, als ob sie ein rohes Ei wäre. Jetzt ist sie natürlich mit uns in Waldhof und der alte Hans sagte neulich von ihr: „Alte Annuschka ist wie Holzgeschirr, was man in Keller verwahrt. Wenn man einmal brauchen will, dann ist Deckel verloren und fließt und ist schimmlich und taugt zu nichts!“ „Aber, er selbst, der alte Hans, ist wohl noch ganz eifrig in seinem Amt?“ fragte Magda. „Siehst Du, er ist ja treu, wie Gold und liebt seine Herrschaft über alles, aber er ist nun schon siebzig Jahre alt und kann nicht mehr viel leisten,“ antwortete Lilli, „denk doch bloß, neulich fiel er fast auf den Rücken, als er Papa die Reitstiefel ausziehen wollte und die Tassen klirren oft ganz bedenklich in seinen schon etwas zitterigen Händen. Daher ist Mama darauf gekommen, ihm den kleinen Michkel als Gehilfen zu geben. Dem hat Papa eine sehr nette Livree machen lassen aus grauem Stoff mit silbernen Knöpfen und einer roten Weste. Du kannst Dir schon vorstellen, wie hübsch er darin aussieht und wie vorsichtig er die Saucechale und den Salat herumreicht. Mehr vertraut ihm Hans nämlich gar nicht an, sondern benutzt ihn hauptsächlich zum Tellerwaschen und Stiefelputzen. Zuerst war er überhaupt gar nicht dafür, daß er einen Adjutanten haben sollte, aber nun ist er ganz stolz darauf, einen herrschaftlichen Diener auszubilden und hat gleich damit begonnen den Kleinen Mischa zu nennen, denn „Michkel,“ sagt er, „klingt ganz nach Düngerfuhr!“ Die Mädchen lachten und dann wurde Lilli noch viel nach ihrem eigenen Leben in dem großen Institut auf dem Lande gefragt, und schließlich verfügten sich Alle in die Küche, wo schon das Maunwasser im Kessel kochte und versenkten die Eier in seine brodelnde Tiefe: „Kinder, nach acht

Minuten sind die Eier fertig, vergeßt nur nicht, sie zur rechten Zeit vom Herde zu nehmen," sagte die Pastorin, die mit dem großen Festbutterkringel beschäftigt war!" Aber an Vergessen war gar nicht zu denken! Im Gegenteil, — die Mädchen hätten sich am liebsten schon nach drei Minuten daran gemacht, die Eier ihrer Hüllen zu entledigen und die Zeit, welche die OSTEREIER brauchten, um fertig zu werden, erschien ihnen wie eine Ewigkeit. Endlich kam aber doch der ersehnte Augenblick! Jedes erhielt eine Lehmschüssel, worin kaltes Wasser war und legte die gefochten Eier zum Abkühlen hinein und begann nun voll Spannung das Durchschneiden der Fäden. Magda hatte, die von ihr gefärbten Eier vermittelst daran gebundener Pakettnebel kenntlich gemacht und förderte nun eins nach dem anderen an das Tageslicht. Allerdings erwies es sich, daß die Mühe, welche sie an sie gewandt hatte nicht immer dem erzielten Effekte entsprach, aber immerhin waren alle ihre Eier hübsch und bunt, und einige sogar sehr originell und in's Auge fallend. Anni erlebte auch einige Enttäuschungen, denn die Federzeichnungen waren hier und da ausgeflossen und die Birkenblätter hatten so gut, wie gar nicht abgefärbt, während die Marmoreier prachtvoll geraten waren. Lilli's Eier erschienen, eins nach dem andern in düsteren, dunklen Tönen, violett, braun, grünlich und rötlich. Sie tröstete sich aber schnell über ihre „Mohren“ und meinte das seien die „Cavaliere“ unter den buntgekleideten Balldamen. Am meisten Glück hatte Lenchen mit ihren Eiern, die in allen Farben prangten. Da gab es blaue und gelbe unregelmäßig und schön abgeschattierte Flecke auf braunem und rotem Grunde, da erschien der leichte, bunte Flaum der Seidenfäserchen auf mattblauem Fond, Gebilde wie schwarze Tannennadeln auf gelbem Untergrunde oder grünliche Blitze auf violetter Fläche, — kurz die Farbenpracht nahm kein Ende und Papa und Mama mußten kommen, um beim Bewundern zu helfen. Papa ließ sogar seine Predigt im Stich und brachte seinen feinen, flüssigen Tischlerlack herbei, mit dem er die Eier alle überzog, sodaß sie nun auf einem großen Präsentierbrett nebeneinander liegend, wirklich einen sehr hübschen Anblick gewährten. Erhitzt und vom vielen Stehen müde, kauerten sich jetzt die Mädchen wieder auf

den weichen Divan, um bis zur Ankunft von Villi's Equipage noch nach Herzenslust zu schwätzen. Und nun mußte Anni erzählen: von Frischens Krankheit und wie er sich von Tag zu Tag erhole, von seinem Aussehen, von seiner ungewöhnlichen Flugheit u. s. w. Endlich sagte Villi mit einem Seufzer: „Du bist wohl ein glückliches Mädchen, Anni! Solange ich denken kann, habe ich mir einen kleinen Bruder gewünscht, nein, nicht einen, zum mindesten drei, und habe doch keinen bekommen und Du, die Du doch eigentlich Dein eigener Bruder bist, mußt ihn nun haben!“ Und nach einer Pause fragte sie dann: „Bist Du schon mit Deinem Vater auf den Schnepfenstrich und auf die Birkenhahnbalz gegangen?“ Bei diesen Worten durchzuckte Annis Herz wieder das bittere Weh, an dem sie heimlich fort und fort trug, nicht mehr „des Försters Junge“ zu sein aber sie antwortete ganz tapfer: „Nein, ich habe sehr viel mit dem Kleinen zu tun und dann — — Vater hat ja nun einen Sohn, mit dem er auf die Jagd gehen kann!“ „Du lieber Himmel“, rief Lenchen lachend: „Das hat wohl noch gute Weile!“ In diesem Augenblick fuhr Villi's Wagen vor und sie mußte Abschied nehmen: „Also auf morgen,“ rief sie noch im Abfahren „Mama erwartet Euch Alle mit Euren Eltern!“

Anni legte noch die allerdunkelsten von Villi's Ostereiern in ein Körbchen, um sie zu Hause, vermitteltst eines scharfen Federmessers mit gerichten Namenszügen und Bildern zu schmücken, und trat dann auch den Heimweg an.

## X.

### Schluß.

Der Wind hatte sich gelegt und im Walde war es fast so schön, wie in den ersten Ferientagen. Oben in den Bäumen schmetterte der Vogelchor und unten auf dem moosigen Grunde blühten die zarten Frühlingsblumen. Anni ging sinnend ihres Weges, das Körbchen mit den Eiern am Arm. Lenchens Worte: „Das hat wohl noch gute Weile!“ klangen ihr immer

noch in den Ohren, obgleich sie denselben Gedanken oft schon im Winter in der Pension gehabt hatte, — und sich auch hier, — wenn sie das zarte Körperchen ihres kleinen Bruders in den Armen hielt, mehr als einmal gefragt hatte: „Wieviel Jahre müssen hingehen, ehe diese Beinchen den kräftigen Schritten des Vaters folgen können, wieviel Jahre, ehe diese Händchen ein Gewehr halten werden und wieviel Jahre ehe in diesem krausen Köpfchen Gedanken und geistiges Leben soweit erwachen, um an Vaters Gedanken teilnehmen zu können? Wie alt war sie doch selbst gewesen, als Vater sie zuerst auf seinen Streifzügen mitgenommen hatte? Gewiß nicht über fünf oder sechs Jahre! . . . Also fünf Jahre hatte sie noch Zeit! . . . Zeit! . . . wozu? . . . Des Försters Junge zu sein, wie sie es nun über fünfzehn Jahre gewesen war?“ . . . Den Blick vor sich auf den Weg geheftet, schüttelte sie den Kopf, — „nein, — der wahre Förstersjunge lag drüben in seinem Bettchen und schlief so süß, der liebe Kleine, den Gott den Eltern vor wenig Tagen zum zweiten Mal geschenkt hatte. Um ihn drehen sich alle Gedanken, für ihn lebten nun Alle, Vater, Mutter, Amalie und auch sie selbst.“ — „Anni“ rief plötzlich eine bekannte Stimme und, als sie aus ihren wehmütigen Gedanken auffahrend, um sich blickte, gewahrte sie den Vater, der die Schneise entlang, auf sie zukam. So hatte sie ihn in ihren Träumen, in der grenzenlosen Sehnsucht vergangener Monate vor sich gesehen — — in der grauen Toppe, den grünen verblichenen Filz auf dem krausen Haar, mit mächtigen, federnden Schritten den Wald durchstreifend, während Licht und Schatten über seine hohe Gestalt hinliefen. — Freudig erschreckt blieb sie stehen, bis er herankam und setzte dann den Heimweg an seiner Seite fort. „Woran dachtest Du so ernsthaft, als Du daher kamst?“ fragte er, sie freundlich anblickend. „Ich dachte an Fritzchen“ antwortete Anni unsicher. Vater schwieg und begann heftig mit seinem Stock nach überjährigen Disteln und dürren Zweigen zu schlagen. Einen Augenblick schritten sie noch stumm nebeneinander her, dann sagte er, wie zu sich selbst redend: „Ja, ich denke auch viel an das Kind und danke Gott, daß er es mir erhalten hat . . . Es ist ja auch ganz natürlich, daß sich, seit seiner Geburt Alles um das zarte, kleine Wesen dreht und, daß auch Du Dein Teil dabei tust, aber . . . sieh' mal . . .

ich habe mich im Winter oft recht vereinsamt gefühlt und eine Sehnsucht nach Dir, Anni, empfunden, wie ich es Dir nicht sagen kann! . . . Du siehst ja, wie Mutter beschäftigt ist, — und dann, — mir fehlte bei meinen Gängen mein lieber Kamerad! — Es ist ja schon recht von Dir, daß Du so viel bei Deinem Bruder bist, aber, Du solltest Deinen alten Vater nicht vergessen, der sich all' die langen Wochen auf seine große Tochter gefreut hat, die nun, wo sie endlich da ist, kaum einen Augenblick für ihn übrig hat!“ Anni's Herz klopfte zum Zerspringen! . . . Waren das nicht ihre eigenen Gefühle und Gedanken! . . . hatte sie nicht gerade so ihre Eltern angeklagt? . . . Während er sprach, hatte sie mehrmals leise und mit bebender Stimme „Vater, Vater“ gerufen und nun, da er schwieg, hätte sie ihn am liebsten mit heißer Liebe umschlungen, aber, da sie das Eierkörbchen trug, faßte sie nur fest seinen Arm und drückte ihn an sich. Vater aber ergriff ihre kühle Hand mit seiner warmen, kräftigen und fuhr fort: „Sieh', eine große Tochter zu haben, mit der ich über so vielerlei sprechen kann, was sie früher noch gar nicht verstand, ist für mich eine so schöne Erwartung gewesen, daß ich die langen Monate gar nicht mehr fortzuleben vermochte, als sich diese Aussicht immer weiter hinausschob. Aber nun, Anni, wo Fritzchen wieder gesund ist, nun sollst Du auch wieder Zeit für Deinen Vater haben, meinst Du nicht?“ — Anni lehnte ihren Kopf auf seine Schulter und sagte wieder leise „Vater, Vater“ und fuhr dann fort: „Ich habe Dir so viel zu sagen, aber heute kann ich es noch nicht, — heute bin ich zu glücklich, daß ich wieder bei Dir sein kann und mit Dir gehen darf, all' die lieben bekannten Wege, ganz wie früher, — Vater — ganz wie früher!“ — Vater aber strich zärtlich über das an ihn gelehnte rote Mützchen und fing eine widerpenstige Locke von Anni's Haaren ein, die er vorsichtig hinter das kleine Ohr schob. Dann gingen die Beiden Arm in Arm, durch den Wald, dem Forsthaufe zu. Vater machte die schönsten Pläne, wie sie noch die letzte Ferienwoche und dann später die langen, herrlichen Sommermonate miteinander durchleben wollten und Anni lauschte mit Entzücken. Voll Stolz schritt sie, wie früher an der Seite des schönen Vaters einher, voll Stolz und heimlicher Bewunderung, über ihre eigene hohe Gestalt und voll über-

wältigenden Glückes, diesem Manne neben ihr ein kostbarer Schatz zu sein. Als das Dach des Forsthauses durch die Bäume zu schimmern begann, sagte der Vater: „Höre, Anni, wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit bis zu Mittag, — wie wär' es, wenn wir noch nach den Morchelpätzen gingen?“ „Ja, Vater“, rief Anni eifrig, „ich bringe nur noch das Eierförbchen in's Haus und sehe ein wenig nach Fritzchen!“ Da drohte Vater mit dem Finger: „Nur nicht kleben bleiben bei Fritzchen! . . . Verstanden?“ Diesmal konnte Anni es nicht lassen, — sie stellte die Eier schnell in's Moos und umfing den Vater leidenschaftlich mit beiden Armen. Sie brachte allerdings wieder nur die Worte: „Vater, Vater“ hervor, aber ihre Augen leuchteten vor Seligkeit und die Wangen glühten vor freudigem Erröten, sodaß Vater ebenso glücklich, wie sie, die roten Lippen mit einem Kuß schloß und sagte: „Also ich erwarte Dich auf dem Tannenhügel, — von dort gehen wir auf die Morcheljagd, und abends, wenn meine große Tochter ihr Gewehr gepuzt hat, auf den Schnepfenstrich, nicht wahr?“ Anni hatte keine andere Antwort, als einen hellen Jauchzer und lief dann leichtfüßig dem Hause zu. Auf dem Hinterhof lag ein umgestülpter Milchzuber, — hei, — da mußte sie mit einem Sprung hinüber — wie das ging! . . . „Ueber den Mühlen-graben komme ich noch längst, trotz des halblangen Kleides“, fuhr es ihr durch den Kopf, als sie atemlos in's Schlafzimmer stürmte und die Eier auf den Tisch legte. Dann huschte sie leise zum Brüderchen, das sich in seinem Bettchen die Wangen rosig geschlafen hatte. Sie konnte nicht anders, sie sank neben ihm in die Kniee, — sie konnte eigentlich auch nichts denken, nichts sagen, auf ihre Lippen kamen nur aus übervollem Herzen wieder die Worte des Psalmes: Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was Er dir Gutes getan hat.

